

ACHTUNG LIEBE!

Studenten klären Schüler auf.
Funktioniert das?

INTIM, SEITE 22

MYTHOS «BRO»

Kumpel war gestern! Aber gibt es das wirklich,
wahre Männerfreundschaft?

INTIM, SEITE 24

EINS, ZWEI, BREI!

Ein Roboter-Schwarm macht im Meer
Jagd auf Quallen

CAMPUS, SEITE 11

AZB
CH-8092 ZÜRICH
P.P./JOURNAL

POLYKUM

Zeitung des Verbands der Studierenden an der ETH

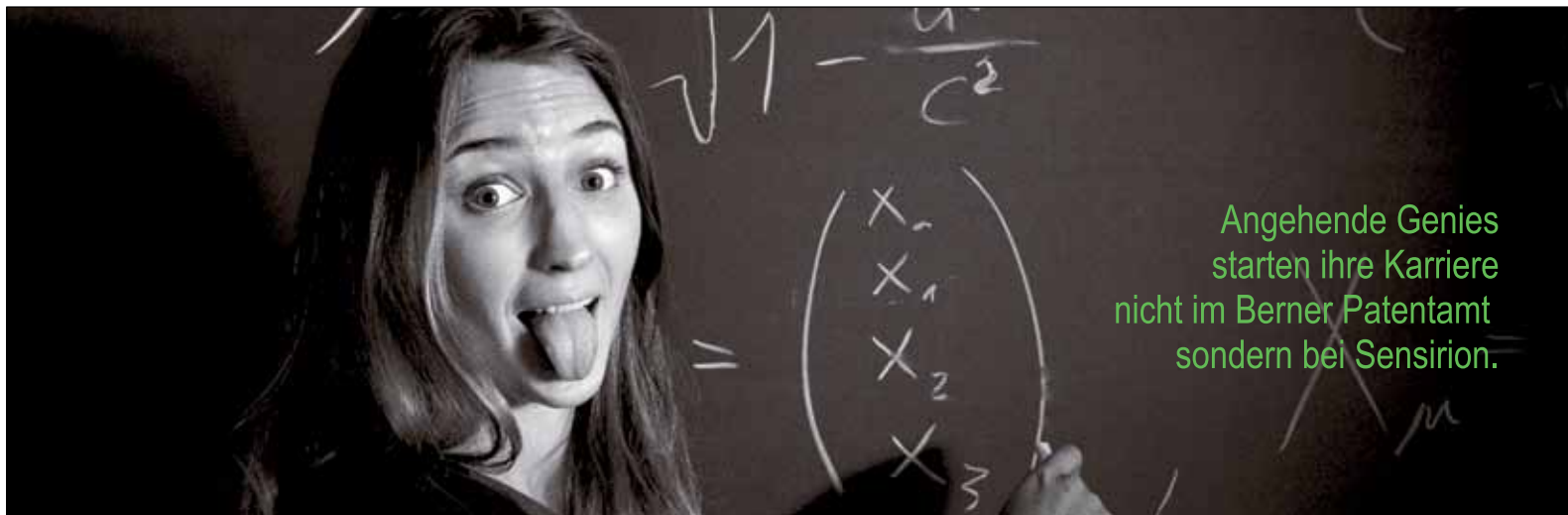
N° 5

2013
2014

17. Februar



Intim



Angehende Genies
starten ihre Karriere
nicht im Berner Patentamt
sondern bei Sensirion.



Und werden Teil der Sensirion-Story: Sie freuen sich auf Herausforderungen, bei denen Sie Ihr ganzes Wissen und Ihre ganze Persönlichkeit einbringen können. Dann heissen wir Sie herzlich willkommen bei Sensirion.

Sensirion ist das weltweit führende und mehrfach preisgekrönte Hightech-Unternehmen auf dem Gebiet der Feuchtesensoren und Durchflusssensoren – mit Niederlassungen in Übersee und im Fernen Osten. Dank unserer einzig-

artigen CMOSens® Technologie vereinen wir das Sensorelement mit der digitalen Auswerteelektronik auf einem winzigen Siliziumchip. Damit verschieben wir die Grenzen des Messbaren ins schier Unermessliche.

Schreiben Sie Ihre eigenen Kapitel der Sensirion-Erfolgsgeschichte und übernehmen Sie Verantwortung in internationalen Projekten. Stimmen Sie sich auf www.sensirion.com/jobs auf eine vielversprechende Zukunft ein.



SENSIRION
THE SENSOR COMPANY



Università
della
Svizzera
italiana

+swissuniversity.ch

We are looking
for the best

Master Info Day
7.3.2014

www.master.inf.usi.ch

www.opendays.usi.ch

USI Università della Svizzera italiana

Scholarships for USI Master programmes in Informatics

- 5 Informatics scholarships that cover the two-years' university fee
- 20 USI one-off scholarships

Informatics

Informatics
Applied Mathematics & Computational Science
Embedded Systems Design

Informatics and Economics

Management and Informatics

USI Università della Svizzera italiana / University of Lugano:
Small classes, an international atmosphere.

Architecture / Communication Sciences / Economics / Informatics

Intime Geständnisse

Manchmal kommt einem das eigene Leben vor wie ein schlechter Film. Und man selbst ist nur ein ranziger Statist. Während andere Karrieren starten oder ihrem Goof die Windeln wechseln, fühle ich mich in der Welt so fehl am Platz wie ein Gürteltier in einem hinterwäldlerischen Bergkaff.

Also sehe ich fern.

Ich ergötze mich an jenseitigem Trash: Beobachte, wie die Katzenberger in der Horizontalen einen Senkrechtstart hinlegt oder wie ein manipulativer Bachelor seinen Champagner aus Bauchnabeln schlabbert... Und sehe mich am Ende darin bestätigt, dass Intelligenz dem Glückseligsein im Weg steht.

Also schreibe ich.

Bis in die tiefe Nacht hinein, wenn die Dunkelheit selbst meine finstersten Gedanken in den Schatten stellt. Schreibe gegen die eigene Orien-

tierungslosigkeit. Gegen das Gefühl der Einsamkeit. Gegen die Sinnlosigkeit. Gegen die Angst.

Also trinke ich.

Um meine Gedanken-Autobahn zu stauen. Um meine Erinnerungen zu ertränken. Um zu vergessen, dass die Realität meinen Ansprüchen hinterherhinkt. Oder weil ich bei einer Frau nicht gelandet, sondern bruchge-

landet bin.

Also tanze ich.

Um mich selbst zu spüren. Weil auch ein gebrochenes Herz nicht aufhört, wie wild zu schlagen. Damit der Körper einen flüchtigen Sieg über den Geist davonträgt. Für ein Mal wenigstens. Gopfertelli nomal!

Also lebe ich.

Ohne Kompromisse. Und bleibe mir selbst treu. Weil mich selbst Rückschläge nicht aus der Bahn werfen. Und träume weiter.

Und das find ich übermutig (von mir)!

Noch mehr Intimitäten gibt's im Heftinnern. Viel Spass beim Lesen unserer neusten Ausgabe!



Ken Zumstein Redaktionsleiter Polykum
kzumstein@polykum.ethz.ch

VSETH

Präsi-kolumne 4

Hinfallen, aufstehen, Krone richten, weitergehen

Eisbahn 5

Der Winter ist noch nicht vorbei!

[projekt 21]-Kolumne 5

Zum ersten Mal mit Uni-Studis reden?

ETH on Tour 6

Unterschiede, aus denen man lernen kann

Nightline 8

Der Intimität auf der Spur

CAMPUS

Duell 10

Intimirasur beim Mann

Verrückte Wissenschaft 11

Ein, zwei, Drei!

Find ich geil, weil... 11

Selbstgespräche

Mein Zürich 12

Komfortzone

Polykum macht's 13

Ran an die Möpse

Publikationsdruck 14

(un-)fehlbare Wissenschaft

Essay 16

Generation Maybe

Kommentar 20

Zum Ruhm in der Wissenschaft

INTIM

Interview 22

Alles über Penisgrösse und Intimirasur

Mythos 24

An meine Brust, Bro!

Röstigraben 26

Sexe, confessions, Romands et Alémaniques

EXTRAS

Film 28

Kon-Tiki

Kultur/Musik 29

Komödien der anderen Art & Piano Nights

Leserreaktion 30

Der Hochbegabte

Kurzgeschichte/Horoskop 31

Tierspalier & Reinige dich, wer kann!

Kruxerei 32

Der neuste Fall der drei Sonderzeichen

Kolumne 33

Die verpasste Chance des ETH-Merchandise

Fernweh 34

Wien

Impressum 35



11 Verrückte Wissenschaft



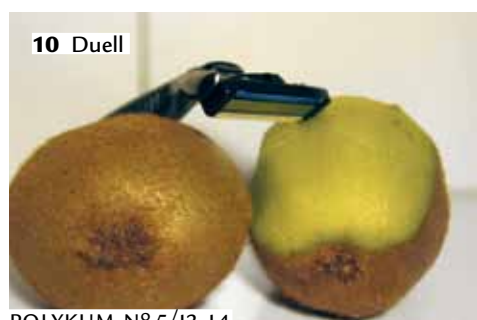
22 Interview



6 ETH on Tour



24 Mythos <Bro>



10 Duell

PRÄSIKOLUMNE

Hinfallen, aufstehen, Krone richten, weitergehen



FOTO: VSETH

Vom 7. bis 23. Februar finden in Sotschi die Olympischen Spiele statt. Während ein paar Leute (zu Recht) noch diskutieren, ob es nicht besser wäre, die Spiele aufgrund der russischen Politik zu boykottieren, hängt ein Grossteil der Menschheit vor dem Fernseher und verfolgt das Geschehen gebannt.

Gleichzeitig beschäftigen uns ETH-Studis die letzten Prüfungen der Session, die daraus resultierenden Prüfungsergebnisse und der Beginn des Frühlingsemesters. Wer in diesen Wochen ein paar Tage Zeit hat, sich wieder zu sammeln, kann von Glück sprechen – viele haben nur ein Wochenende Zeit, um sich von der Prüfungssession zu erholen.

In dieser Zeit können wir viel von den Olympioniken aller Nationen lernen: Wie in den meisten Sportarten gilt es bei Prüfungen nach Misserfolgen möglichst schnell aufzustehen, sich zusammenzureissen, weiterzumachen und nach vorne (zur nächsten Prüfung oder zum Semesteranfang) zu blicken. Nach der Zieleinfahrt, also nach der letzten Prüfung und der Verkündung der Resultate, hat die nächste Saison schon begonnen: Das Frühlingsemester nimmt Fahrt auf, das Leben an der ETH geht weiter. Wer in dieser Zeit wegen schlechter Prüfungsergebnisse deprimiert im Bett liegt, verliert auf lange Sicht: Einerseits stehen wieder spannende Vorlesungen auf dem Programm, die einem unabhängig von Prüfungsergebnissen hoffentlich Spass machen, andererseits hält das nächste Semester an der ETH in allen Lebensbereichen viel für euch bereit, das das Weitergehen lohnenswert macht.

Den Beginn macht die Eisbahn, die allen Möchtegern-Eisschnellläufern und sonstigen Wintersport-Liebhabern vom 24. Februar bis 8. März auf dem Hängg zur freien Benutzung offensteht. Wer es lieber ein bisschen wärmer hat, kommt nächstes Semester im StuZ² auf seine Kosten: Jeden Donnerstagabend wird unter dem Motto «Heute mal anders» getanzt, was das Zeug hält. Mit 5 CHF Eintritt und 4 CHF für ein Bier sind die Preise studi-freundlicher denn je. Und allen, denen die Musik im StuZ nicht so gut gefällt, bieten wir ab April (endlich) wieder Hilfe zur Selbsthilfe: Die beliebten VSETH-Musikzimmer stehen dann wieder mit neuem, flexiblerem Schliesssystem zur Verfügung.

In diesem Sinne: viel Spass im nächsten Semester. Das Weitergehen nach der anstrengenden Prüfungssession lohnt sich auf jeden Fall – auch für die, die dank erfolgreicher Prüfungssession nicht hingefallen sind und weder aufstehen noch Krone richten müssen!

Julia Wysling
VSETH-Präsidentin
julia.wysling@vseth.ethz.ch

Der Winter ist noch nicht vorbei!

Waren dir die letzten Monate auch zu wenig kalt? Hast du noch keine Lust auf Frühling? Wünschst du dir eine Verlängerung der Winterzeit? Selbst wenn du nur noch einen Glühwein geniessen möchtest, bevor es zu spät ist: Die Eisbahn auf dem Höngg ist genau das Richtige für dich!

Der VSETH lädt ein, in der zweiten und dritten Semesterwoche ein letztes Mal die Schlittschuhe anzuschlappen und auf dem Eis ein paar Runden zu drehen. Der Eintritt ist für alle frei und es werden Bar- und Verpflegungsstände betrieben – natürlich wie gewohnt zu studi-freundlichen Preisen. Du findest uns vor dem HIL auf dem Hönggerberg, wo wir auch Musik spielen werden und die eine oder andere Attraktion und

Unterhaltung geplant haben. Lass dich überraschen! Die Eisbahn ist übrigens vollständig öffentlich, also bring deine Leute mit! Wir freuen uns riesig auf die nächsten zwei Wochen und wünschen dir jetzt schon viel Spass auf dem Eis und an der gemütlichen Bar gleich daneben.

Like uns auf Facebook und bleib informiert über alle Aktionen:

www.facebook.com/EisbahnVSETH

Öffnungszeiten

Eisbahn auf dem Höngg,
vom 24.02.14 bis 08.03.14 vor dem HIL
Mo-Fr 14.00 bis 22.00
Sa 10.00 bis 18.00



Zum ersten Mal mit Uni-Studis reden?

VON Samuel Leder



Uni und ETH sind getrennte Universen – und es macht oft den Eindruck, als ginge man sich am liebsten aus dem Weg.

Anders ein grosses Team von Studierenden der beiden Hochschulen, das seit einigen Monaten gemeinsam die Nachhaltigkeitswoche plant, welche Anfang März an Uni und ETH stattfinden wird.

Neben Referaten und Workshops, Veloflicktag und Schenkbörse gibt es Podien mit Entscheidungsträgern aus Hochschule und Politik – etwa mit den beiden Rektoren Lino Guzzella und Michael Hengartner, die hinsichtlich Nachhaltigkeit über die Verantwortung und Aufgaben unserer Hochschulen referieren. Und mit «nachhaltig» ist nicht irgendein schwammiger Modebegriff gemeint, sondern der im Prinzip simple Grundsatz aus der Forstwirtschaft: nicht mehr abholzen, als nachwächst. Also: als Gesellschaft nicht auf Kosten zukünftiger Generationen leben.

Ob auf der Verwaltungsebene oder in der Lehre: Nachhaltiges Denken und Handeln soll nicht einfach an ein Fachgremium delegiert, sondern allorts zum Grundsatz werden – in den technischen genauso wie in den Sozialwissenschaften. Nicht mit dem Ziel, einen Kontroll- und Verbotsapparat aufzubauen, sondern um Wege zu finden, wie bestehende gesellschaftliche Sachzwänge überwunden werden können, um für alle mehr Lebensqualität zu schaffen. Etwa in Form von Elektronik, die weniger schnell kaputtgeht, durch mehr Aufenthaltsqualität im öffentlichen Raum, durch günstige Backwaren vom Vortag oder bessere Vegi-Menüs in den Mensen. ■



Raus aus den vier Wänden: Die ETH-Delegation zu Besuch in Stanford.

FOTOS: VSETH

ETH ON TOUR

Unterschiede, aus denen man lernen kann

Der Doktorand Andreas Steiger berichtet von seinen Eindrücken der Studienreise nach Stanford und zeigt, wo die ETH noch Potenzial hat. Und wo sie sich nicht zu verstecken braucht.

VON **Andreas Steiger**

Zugegeben, mindestens einen Vorteil hat Kalifornien ja: Selbst Anfang November, als unsere Delegation die Stanford University besuchte, herrschte Bilderbuchwetter und T-Shirt-Temperatur. Die von der Sonne geprägte gute Stimmung wich auch nicht, als wir den riesigen Campus betraten: von südeuropäischer Architektur geprägt, äusserst sauber und in erster Linie von Velofahrern bevölkert. Die Frage, ob und wie sich Stanford-Studis mit ihrer Hochschule identifizieren, wurde zur Mittagszeit beantwortet, als sich die Velomasse in Bewegung setzte – gefühlt die Hälfte der Fahrer trug

das stanford'sche Kardinalrot. Und dies, obwohl die Produkte hier teurer sind als im ETH-Store.

Ein kleines Paradies?

Der weitläufige, aber velofreundlich gestaltete Campus und das dichte Programm unserer Delegation sorgten dafür, dass wir als erste Amtshandlung 14 Drahtesel samt Helm und Licht mieteten. Gut ausgerüstet ging es also los zu den ersten Sitzungen. Schon bald zeigte sich, dass das öffentliche Bild der Universität keine Illusion ist: Auf den ersten Blick funktioniert an der Elite-Uni

alles reibungslos. Die Studierenden sind glücklich, die Doktoranden und Professoren auch, die Stäbe und wissenschaftlichen Mitarbeiter ebenso. Es fällt nicht schwer, sich in Stanford wohl zu fühlen.

Man muss schon sehr genau hinschauen, um Makel zu entdecken: Weil die Studierenden während der Veranstaltungen und auch in ihren Houses und Dorms umsorgt und betreut werden, leben sie beinahe ohne physischen Kontakt zur restlichen Welt. Und wenn sie ihren Campus einmal verlassen, wird der Ausflug höchstwahrscheinlich von einer Stanford-Organisation durchgeführt. Einzig der Besuch zu Hause, in den Sommerferien oder im Weihnachtsurlaub, sorgt für Kontakt mit Menschen ausserhalb dieser «Stanford-Bubble». Mir persönlich ist das studentische WG- oder Wohnheimleben in einer heterogenen und vielseitigen Stadt wie Zürich lieber.

Nachhaltigkeit amerikanischer Art

Stanford rühmt sich als Vorreiter in Sachen Nachhaltigkeit, was im amerikanischen Kontext durchaus zutreffen mag, aus europäischer Sicht aber bizarr erscheint: Die Wegwerfkultur ist auf dem gesamten Campus präsent, die Gebäude werden je nach Jahreszeit massiv gekühlt oder geheizt, und in Sachen Energiebilanz und Treibhausgasemissionen gewinnt die ETH deutlich – selbst nach Abzug der Stromfresser in Stanford, dem Krankenhaus und

Flexibel brainstormen: überall Whiteboards und Stühle en masse



Warm werden für das grosse Football-Spiel Stanford vs. Oregon

dem Teilchenbeschleuniger.

Wenig erstaunlich war auch, dass es dem Center for Teaching and Learning (CTL) ganz ähnlich geht wie seinem ETH-Pendant, dem Stabsbereich «Lehrenwicklung und -Technologie» (LET) [1]. Das CTL bietet viele tolle Angebote wie Labors zur Erstellung von Multimedia-Inhalten oder Video-Analysen für Dozierende und Assistierende, aber bei den Professoren und Studierenden kommt davon nicht viel an. Während das CTL Onlinekurse als weit verbreitet und akzeptiert verkauft, zeigte sich durch Nachfragen, dass die Zielgruppe der Kurse bisher wenig Kontakt mit den neuen Lehrmethoden hatte – und generell wenig Interesse daran hat, obwohl ihr die Existenz dieser Programme wohlbekannt ist. Dennoch liegt in diesem Bereich viel Potenzial, das die ETH mit der TORQUE-Initiative [2] und anderen Projekten hoffentlich nutzen kann.

Innovation als Chance

Ein Mittel zu diesem Zweck könnte, in Bezug auf einen möglichen Image-Verlust, der mutige Umgang mit Innovationen sein: Das Stichwort heisst «Prototypisierung», das Motto lautet «lower the bar, risk the brand». Organisations-einheiten werden dazu aufgefordert, zu ihren Ideen und Vorschlägen Prototypen auszuarbeiten, zu evaluieren und sie ständig zu verbes-

sern, auch wenn dies temporär zu einer Verschlechterung führen könnte. Gerade in den Bereichen Design und Onlinekurse sorgt dies für einen unvergleichlichen Ideenreichtum, der sich in Spitzenleistungen und Auszeichnungen widerspiegelt. Die ETH wird aufgrund unterschiedlicher Voraussetzungen nie Stanford sein, aber mindestens in diesem Bereich sollte sich Stanford eine dicke Scheibe abschneiden. ■

[1] <http://www.let.ethz.ch/>

[2] <http://www.let.ethz.ch/projekte>, <http://bit.ly/ethtorques>

EINE ZUSAMMENFASSUNG

Raus aus den vier Wänden

VON Benedikt Ummen

Im November 2011 initiierte der ETH-Stab «Lehrentwicklung und -technologie» (LET) den Wettbewerb «Innovedum – Innovate Teaching!». Ein Novum war, dass dieser Wettbewerb zum ersten Mal für alle ETH-Angehörigen ausgeschrieben war; bis anhin konnten sich in halbjährlichem Turnus nur Lehrbeauftragte und -involvierte an der Ideensammlung und -ausarbeitung beteiligen.

Und die ETH meinte es ernst! Nach einem zweistufigen Selektionsprozess kürte Rektorin Wunderli-Allenspach im Februar 2012 aus 66 Eingaben drei Sieger. Die drittplatzierte Idee fand Eingang in die seither entwickelte TORQUE-Initiative der ETH [1]. Das Siegerprojekt «Raus aus den vier Wänden» wurde von einem Projektteam aus Studenten, Mitarbeitern des LET und des Rektorats weiterentwickelt und im November 2013 ausgeführt.

Rektor Lino Guzzella, Kollegen aus dem Rektorat, dem LET und der Abteilung Bauten, drei Professoren und sechs Studenten sind im Rahmen des Projekts Anfang November 2013 an die Stanford University gereist. Während der Studienfahrt wurde mit Akteuren, Dozenten und Studenten der Stanford University eine Vielzahl von Gesprächen geführt – über die Themen «Campus-, Lehr- und Lerninfrastruktur» und «Lehre & digitale Medien». Daneben blieb Zeit, auf dem Campus eigener Entdeckungslust und Innovationsgedanken nachzugehen.

Zurück in Zürich beschäftigte sich die gesamte Delegation mit der Nachbearbeitung und erstellte einen Report, welcher online auf dem aktiv betriebenen Projekt-Blog [2] zu finden ist.

Inzwischen konzentrieren sich die Delegationsmitglieder darauf, im Rahmen ihrer eigenen Möglichkeiten konkrete Verbesserungen zu bewirken; die Idee einer erstklassigen pädagogischen und didaktischen Ausbildung für Übungsassistenten ist nur eine von vielen Ideen. Der Wettbewerb «Innovate Teaching!» soll in Zukunft wieder an der ETH durchgeführt werden. Wer bis dahin nicht warten kann, seine Verbesserungsideen einzubringen, kann jederzeit beim VSETH oder in seinem Fachverein aktiv werden. ■



[1] TORQUE-Initiative: <http://www.let.ethz.ch/projekte>

[2] Blog: www.studienreise.ethz.ch

Nightlinerinnen gehen der Intimität auf die Spur

VON Ivana Ilieva UND Marion Hauert



Was Intimität ist, scheint uns allen auf natürliche Weise verständlich zu sein. Doch sobald wir genauer erklären wollen, was wir als «intim» oder «zu intim» empfinden, wird es schwierig.

Etimologisch stammt der Begriff «Intimität» von dem Lateinischen «intimus» ab, welcher für den «Busenfreund» stand. Im aktuellen Duden wird Intimität als intimes Verhältnis und Vertrautheit definiert. Sexuell-erotische Handlungen, aber auch eine gemütliche und intime Atmosphäre gehören dazu. Im deutschen Sprachraum ergeben sich für Intimität über 15 Synonyme. Das Konstrukt weist keinesfalls eine allgemeingültige Definition auf und ist im Kern höchst subjektiv. Nichtsdestotrotz unterliegt Intimität oft gesellschaftlichen Tabuisierungen. Gefühle wie Scham, Peinlichkeit oder Schuld sind mit Intimität gekoppelt und markieren die Grenzen des Intimen.

Mit den modernen Medien scheint eine qualitative Kommunikationsveränderung von Intimität stattzufinden. Soziale Netzwerke schaffen einen Raum, in dem die eigene Intimität und das persönliche Profil vor einem potenziellen Millionenpublikum präsentiert werden kann. Zugleich verliert der Mensch im Web ein Stück weit die Kontrolle über sein eigenes Bild und bestimmt immer weniger selbstständig über die Grenzen seiner Intimsphäre. Letztlich erhöht sich das Potenzial für verletzendere Reaktionen von aussen, da durch die partielle Anonymität online eine Enttarnung der Bewertungen stattfindet.

Das Paradoxon der Anonymität zeigt, dass ein anonymer Rahmen einerseits Schutz bietet, andererseits aber eine Plattform für Missbrauch sein kann. Anonymität kann die Schaffung von Intimität erleichtern, und Intimität gleichzeitig verunmöglichen oder blockieren.

An der Schnittstelle zwischen intimer Kommunikation und anonymer Intimsphäre knüpft die Nightline Zürich an. Während des Semesters kann man bei der Nightline anrufen oder ihr per E-Mail eine Nachricht zukommen lassen. Die Nightline versucht einen anonymen und intimen Raum zu schaffen, in welchem der Anrufer frei von jeglicher Bewertung oder Verurteilung zu Wort kommen kann. Der Anrufer hält die Zügel während des Gesprächs in der Hand und bestimmt selbst, wie weit die Nightline in seine Intimsphäre eintreten darf. Dieses Gefühl der Kontrolle über die eigene Intimsphäre kann Vertrauen und Sicherheit für die Auseinandersetzung mit eigenen Gedanken, Bedürfnissen und Ängsten schaffen. Wenn es mal an Mut

fehlt, die Verzweiflung das klare Denken verschleiern oder schlicht niemand da ist, der zuhört. Anonymität kann als ein wirksames Mittel gegen die Angst vor Vorurteilen oder Bewertungen genutzt werden. Und seien wir doch mal ehrlich mit uns selbst: Ist nicht immer zu viel los? Vernachlässigen wir uns nicht viel zu oft selbst? Verhalten wir uns auch fair – gegenüber uns selbst? Und braucht nicht jeder einmal einen wertfreien, anonymen Zuhörer, um einfach mal erzählen zu können? ■

INFOBOX Nightline

Fragen, Geschichten, Sorgen oder Gedanken – die Nightline hört dir diskret und anonym zu.

Die Nightline ist eine Telefonhotline, geführt von engagierten Studierenden. Anrufen können Studierende der ETH Zürich und Uni Zürich.

Bei kleineren und grösseren Problemen sind wir montags bis freitags von 20 Uhr bis Mitternacht unter 044 633 77 77 erreichbar und für euch da. Ab FS 2014 gibt es neu die Möglichkeit, uns per E-Mail zu kontaktieren.

Informiere dich unter www.nightline.ch

Du willst immer die neueste Musik dabei haben?

Du kannst



1. – Duo Pack

iPhone 5C 16 GB
+ iPad mini 16 GB

Orange Young Universe
+ Multi Surf
89.–/Mt., 24 Monate



Mit Orange Young bekommst du Spotify Premium gratis dazu.

orange™

Jetzt zu Orange wechseln:
0800 078 078 | orange.ch/shop

Duo Pack iPhone 5C 16 GB + iPad mini 16 GB: Orange Young Universe 79.–/Mt. + Multi Surf 10.–/Mt., 24 Monate. 40.–/SIM-Karte. iPhone 5C 16 GB ohne Abo: 649.–, iPad mini 16 GB ohne Abo: 522.–, Ab 10 Jahren bis zum 27. Geburtstag. Danach wird Orange Young auf ein Orange Me Abo mit ähnlicher Monatsgebühr übertragen. Kostenlose Nutzung von Spotify Premium während der ersten 12 Monate. Danach 12.95€/Monat.

DUELL

Intimrasur beim Mann



FOTO: KEN ZUMSTEIN

Pro

VON Ken Zumstein

Der Bart-Hype war gestern. Längst hat ein neuer haariger Trend die Männerwelt erfasst: die Intimrasur. Egal ob gestutzt, gestylt oder komplett – der blanke Wahnsinn!

Früher war das noch ein Privileg von Elitesportlern: Zwecks Hydro- und Aerodynamik haben sich Sportler mit einer Rasur quasi zum Erfolg getrimmt – Schwimmer beispielsweise flutschten dadurch nur so durchs Becken. Heute steht die Intimrasur sinnbildlich für die Selbstbestimmung des modernen Mannes. Vorbei die Zeiten des Homo erectus, der sich nur im dichtesten Urwald heimisch fühlt. Der heutige Mann ist kultiviert, offen für Neues und mit einem Sinn für Ästhetik ausgestattet. Wildwuchs ist doch nur noch was für hinterwäldlerische Naturfreaks mit einem Herz für Sackratzen und Filzläuse!

Haare lässt Mann heute maximal im Gesicht oder auf dem Kopf spriessen. Dem Rasierer, der deswegen im Schrank zu verstauben droht, wird mit der Intimrasur endlich ein neuer Nutzen zuteil. Denn mit dem richtigen Werkzeug kann Mann seiner Kreativität freien Lauf lassen! Egal ob geometrisch, blank oder Irokese... Erlaubt ist, was gefällt!

Und der eigentliche Spass fängt ja nach der Rasur an. Denn die Rasur ist nicht nur Selbstverwirklichung, sondern auch ein Dienst für den Partner. Denn wo die Haare weg sind, gibt's mehr Platz zum Küssen. Und endlich ist Schluss mit lästigen Härchen im Mund- und Rachenraum.

Sollte der Sexualpartner noch in weiter Ferne sein: auch da hilft Intimrasur. Denn nichts ist so erotisch wie ein Thema unter der Gürtellinie. Und mit dem eigenen haarigen Outing wird das Gespräch schnell zum Vorspiel. Und der mündliche Erguss führt dann nicht selten direkt zur oralen Befriedigung. Oder zu mehr...

Einen Haken hat das Ganze aber doch: ER sieht mit Intimrasur NOCH grösser aus! ■

Kontra

VON Hannes Hübner

Egal ob gekraust oder glatt, schimmernd oder matt, das Schamhaar gehört zum Mann. Egal ob Conan der Barbar, Braveheart oder der Typ aus dem Musical «Hair», sie alle trugen die Mähne des Hengstes; oben wie unten. Ungezähmtes Haar steht für ungezähmte Männlichkeit! Für das Tierische im Mann, für Freiheit, Kraft, Wildheit und Kompromisslosigkeit. So wie ein Porsche und Rauchen, nur billiger und gesünder.

Überhaupt, Stichwort Freiheit: Was ist denn freier, als sich dem Schönheitswahn zu widersetzen und es untenrum einfach mal spriessen zu lassen? So wie die Generation 68 (nur bitte mit etwas mehr duschen); frei und natürlich. Denn auch sich selbst kann man naturnah und artgerecht halten – oder eben rasieren.

Doch es gibt auch rationale Gründe, sich als Mann nicht intim zu rasieren: Schmerz und Verletzungsgefahr. Am schlimmsten können die Folgen sein, wenn man(n) dem Haar mit einer Rasierklinge beikommen will: «Schneid dir in den Sack und stirb tanzend...» Das Abziehen von Wachsstreifen klingt schon als Tonaufnahme schmerzhaft. Und allein die Vorstellung, das in der eigenen Badehosenzone zu spüren, macht «ihn» um mindestens zwei Zentimeter kürzer.

Also Fazit: lieber schwarze Haare als rotes Gehänge.

Funktionell ist das Intimhaar ja für die Pheromonverteilung zuständig. Aber auch wenn die Dame Intimhaar – wie zum Beispiel Achselhaare und Barthaare – abstossend finden könnte: Wenn die Nacht hereinbricht und Hitze und Schweiß regieren, können die Pheromonverteiler das Weib sehr animalisch berauschen...

In diesem Sinne: hail to the hair! ■



Quallen-Töter in Formation

FOTO: ZVG

VERRÜCKTE WISSENSCHAFT

Eins, zwei, Brei!

VON Dominik Roth

Zeiten ändern sich: Der weisse Hai, einst gefürchteter Jäger der Meere, findet heute kaum noch Beachtung. Der neue Schrecken ist ein Sprössling der Technologie: Seit Kurzem wüten vor Koreas Küste Killerroboter, ausgerüstet mit GPS, Düsenantrieb und stählernen Klingen. Der ›Jellyfish Elimination Robotic Swarm‹ (JEROS) soll dem weltweiten Quallenwachstum Einhalt gebieten. Denn die Weichtiere können erheblichen Schaden anrichten. Letztes Jahr musste in Schweden ein Atomkraftwerk abgestellt werden, weil Ansaugrohre für

Kühlwasser mit Quallen verstopft waren. Ausserdem sind giftige Quallen für Badende gefährlich.

Wissenschaftler streiten sich über die Ursachen der ansteigenden Quallenpopulation. Einige berufen sich auf den Klimawandel, andere suchen die Schuld bei der Überfischung, welche die Konkurrenz um Nahrung und natürliche Feinde vermindert. Wieder andere sehen die eutrophierten, küstennahen Gewässer als Grund, da Quallen normale Fische in solch sauerstoffarmen, nährstoffreichen Gewässern ausstechen.

Über die Gründe mag man streiten. Nur eines steht fest: Ihr Wachstum muss gestoppt werden. Konventionell werden Quallen mit Netzen und Fischerbooten bekämpft, aber das ist kostspielig und langsam. Darum entwickelt ein Team um Professor Myung Hyun vom ›Korean Advanced Institute of Science and Technology‹ seit 2009 Roboter, die Quallen zu Brei verwandeln. Der JEROS patrouilliert in Dreierformation: Zwei Mitglieder folgen dem Führerroboter, der mittels GPS und GIS-Daten Quallenschwärme lokalisiert. Die Roboter schwimmen auf Masten und benutzen Kameras plus Bilderkennungssoftware, um die Quallen zu identifizieren. Sobald dies geschehen ist, werden die Quallen verfolgt, mit einem trichterförmigen Netz gefangen und zum spitzen Ende gedrängt, wo ihnen rotierende, rasiermesserscharfe Klingen ein Ende bereiten. In Testläufen betrug die Eliminationsleistung 900 Kilo Quallen pro Stunde.

Kritiker wenden ein, dass der Prozess unerwünschte Nebenwirkungen haben kann, wenn beim Zermixen der Quallen Spermien, Eier und Polypen freigesetzt werden. Herumschwimmende Tentakel könnten Schwimmer zudem immer noch stechen. Andererseits wird der Reproduktionsprozess durch die Zerstückelung unterbrochen, was wichtig ist, da Quallen bei guten Bedingungen jeden Tag brüten. So ist ein einmaliges Freisetzen von Spermien und Eiern der kontinuierlichen Vermehrung vorzuziehen. Um toxische Tentakel aus dem Weg zu schaffen, arbeiten die Forscher an einem System, welches die Überbleibsel zuerst an die Oberfläche und schliesslich ans Land transportiert. JEROS könnten irgendwann auch zur Vermeidung von Oil Spills eingesetzt werden, oder um Müll aus dem Meer zu fischen. Und einen Vorteil hat der technologische gegenüber dem biologischen Schrecken der Meere: Während Haie durch Fukushima-Wasser mutieren könnten, ist die Chance bei Robotern erheblich kleiner! ■



Ganz meine Meinung

FOTO: BARBARA LUSSI

FIND ICH GEIL, WEIL...

Selbstgespräche

VON Barbara Lussi

Eigentlich hast du das nicht nötig. Echt nicht. Du hast gute Freunde, die an deiner Meinung interessiert sind und dir gerne ihre eigene kundtun. Du kannst dich anständig artikulieren, bei Bekannten und Halbfremden – in ganzen Sätzen und ohne zu Stottern – und du weisst, wie man Gespräche am Leben hält. Ja? Ja. Also: nichts mit Einsamkeit, nichts mit Peinlichkeit, nichts mit Schamesschweigen.

Trotzdem sprichst du mit dir selbst. Regelmässig. Ja? Ok, täglich. Morgens, wenn du deinen Kram zusammenpackst, abends auf dem Nachhauseweg, nachts vorm Einschlafen. Mal halblaut, meistens laut. Und du tust es gerne. Wieso? Weil es gut tut. Weil es Spass macht. Weil's die Gespräche

mit guten Freunden nicht ersetzt, sondern ergänzt. Denk mal, ja? Im Gespräch mit dir selbst kannst du dich selbst verdonnern. Kannst dir mal so richtig ins Gewissen reden und dich selbst davon überzeugen, wie daneben das gestern Nacht war. Manchmal verdonnerst du dich sogar mehr, als es andere tun. Ernsthaft: Viel zu oft sind andere viel zu gnädig mit dir, meinst du nicht? Richtig hart nimmt man sich ja nur selbst ran, verbal und überhaupt. Und dann das: Selbstgesprächig kannst du dich von Dingen überzeugen, die du anderen nie glauben würdest, egal wie oft sie sie dir vorbeten. Du weisst ja, wovon du redest: Wenn du's nur oft genug wiederholst, glaubst du's dir irgendwann selbst – dass das gestern Nacht doch nicht so daneben war oder dass es in Ordnung ist, heute blauzumachen. Vielleicht: um dich im Gespräch mit dir selbst auf reale Gespräche vorzubereiten. Damit du morgen die richtigen Worte hast, wenn du den Saft sack in den Wind schiesst oder den Kollegen deine Kündigung erklärst.

Und nein, du hast kein Rad ab. Ja? Ja. ■



MEIN ZÜRICH

Auf Abstand aus

Danke Zürich, dass du mir auf die Pelle rückst – wann, wo und wie das Leben in dieser Stadt meine Komfortzone mit Füssen tritt. Manchmal wortwörtlich.

TEXT & FOTOS: Barbara Lussi



Zu viele Menschen, zu wenig Platz



Diese Stadt kommt mir zu nah. Als Zugewanderte dürfte ich das wahrscheinlich nicht sagen, weil Zugewanderte aus Prinzip verdächtigt werden, Zuhause immer am schönsten zu finden. Aber: Auch wenn mir hundert Kilometer manchmal reichen, um Heimweh zu kriegen – es geht hier nicht um Kantönligkeit. Es geht um Zürich allein und ganz allein darum, dass sich Zürich aufdrängt, anschniegt und sich genau gar nicht darum schert, dass ich so viel drauf gebe, wenigstens einen Meter zwischen Menschen und mir zu haben.

Zu viele Menschen

Ich kann ja ernsthaft anschniegsam sein. Manchmal kann ich's nicht nah genug haben. Ich habe nicht grundsätzlich Probleme mit Nähe. Öfter als in jeder anderen Stadt wünsche ich mir in Zürich aber, dass die da alle aussteigen, umsteigen, verschwinden. Mit aufsteigendem Unbehagen: Nach dem ersten Schritt ans Tibits-Buffer. Im Brocki-Land am Manesseplatz, zwischen dem Lampen- und Glaswaren-Regal. Morgens in der 8.14-S-Bahn, raus aus der Agglo. An jeder Migros-Kasse in der HB-ShopVille (mehr als an jeder anderen Migros-Kasse!). Okay: die ganze HB-ShopVille. In jedem Tram, das zwischen Bellevue und Bahnhofstrasse fährt, egal um welche Zeit. Hoch oben im MFO-Park, aufm Sonnendeck. Jeden letzten Monats-Mittwoch im Acapulco (siehe Polykum 4/13-14). Bei jeder Vorlesung im Uni-Hörsaal K02-F-180. Im St. Annahof, auf der Rolltreppe ins Untergeschoss. In den Toilettenräumlichkeiten der Dada Bar (auch wenn die so schön schwarz sind). Meine Komfortzone ist dauerbedroht. Da ist zu wenig Platz. Da sind zu viele Menschen. Und dass ich da, eingequetscht oder eingereiht zwischen viel zu vielen Menschen, vier zweifelhafte Gespräche gleichzeitig belauschen kann, macht das Unbehagen nicht wett. Mit jedem Gespräch kommt Eau de Parfum mit. Mit jedem Gespräch niest ein fremder Mensch, ohne sich die Hand vorn Mund zu halten. Mit jedem Gespräch kommt ein Oberschenkel mit. Oder schlimmer. Ich hasse

das: Wenn der Hintern eines Mitmenschen in der S-Bahn, auf der Rolltreppe, in Toilettenräumlichkeiten aufm Weg zur Tür, zur nächsten Stufe, zur Klokabine meiner Bauchpartie entlanggleitet.

Viel zu behaglich

Ja, ja, ja, was will man von der Buffetmeile anderes erwarten? Von Kassenschlangen? Von Hörsälen? Schon klar: Da sind eben Menschen. In Zürich und sonstwo. Keine Stadt, die nicht unbehaglich wird, wenn's was zu essen gibt oder was zu zahlen ist. Aber dass da Menschen sind, die mit mir anstehen und zuhören, fahren und bummeln, mit schlechten Manieren und noch schlechteren Eau de Parfums, macht das Übel nur zur Hälfte aus. Die andere Hälfte ist die: Wenn ich da einmal meinen Blick hebe und die 8.14-S-Bahn-Fahrer, St. Annahof-Einkäufer und Dada Bar-Pinkler mustere (jeden einzelnen teilnahmslosen Blick) scheint mir, dass ich von all den Menschen, denen ein Hintern der Bauchpartie entlanggleitet, der einzige bin, der das unbehaglich findet.

Barbara Lussi (24) ist eigentlich etwas nordwestlicher zu Hause. Ohne Kantönligkeit geboren zu sein, erleichtert ihr das Leben in Zürich unheimlich.



POLYKUM MACHT'S

Ran an die Möpfe

Wir waren jung, leichtsinnig und günstig war's auch.
Oder: die schmerzhaftesten Sekunden meines Lebens.

TEXT: Barbara Lussi



FOTO: ZVG

Das war wohl das Mutigste, was ich je gemacht habe. Mehr gezittert hab ich nirgends: nicht bei der mündlichen Bachelor-Prüfung und nicht beim ersten wichtigen Bewerbungsgespräch. Und das, obwohl's absolut angstlos begann: Es ist der 23. Dezember, 17.30 Uhr, ich stehe an der Theke eines Zürcher Tattoo- und Piercing-Studios und sag's: «Ein Nippelpiercing, bitte.» Beine stabil, ausgepinkelt, von Bauchschmerzen keine Spur.

Sagen wir, dass ich's mir lange genug überlegt habe. Sagen wir, dass da nur ein bisschen Leichtsinn im Spiel war: Man ist ja jung und so, so ein Piercing ist hübsch und so. Wird schon nicht so weh tun. Hab ich gedacht. Und den wohl besten Menschen in Zürich Anfang Dezember mit Leichtsinn angesteckt. Und hier stehen wir und wagen's zu zweit.

Gummibeine

Weihnachtsaktion mal anders: «Jedes Piercing für 50 Franken, egal wo, egal wie», hat mir der beste Mensch in Zürich erzählt, wenige Tage nachdem wir uns bei Tee und Keksen gut gelaunt für je ein Piercing entschieden hatten. 90 Franken sparen wir so für die Nippelzier, aber darum geht's ja nicht.

Weil wir's so wollen, stehen wir am 23. in der Lounge des Studios Schlange, zahlen, verneinen – Allergien, Krankheit, Schwangerschaft –, und hoffen, dass es der, der da mit Prosecco rumgeht und Plastikbecher füllt, auch zu uns schafft. (Wird er nicht.) Und dann warten wir, mit hundert anderen, die sich irgendwo Chirurgenstahl wünschen.

Prosecco-los kommt die Angst. Beine aus Gummi, Blase voll, Bauch auf Trab. Fuck. Wir werfen eine Münze, wer zuerst darf. Ich verliere und find's ok. Halbherzig plaudern wir über die letzten drei Tage und die nächsten. Hundert Namen werden aufgerufen, die Lounge leert sich und füllt sich wieder. Nach Lukas und Rebecca, Mathilda und Stefanie, Pascal und Enzo sind wir an der Reihe. Schweigen, sitzen bleiben, sein lassen? Aufstehen, winken, los. Fuck.

Endlosnippel

Wir gehen zusammen rein. Ich kauere in einem Rattansessel, als Natacha dem besten Menschen in Zürich den Nippel bemalt und zum Hinliegen auffordert, halte Händchen, als Natacha dem besten Menschen in Zürich eine Zange um den linken Nippel legt, zum Einatmen auffordert und die Nadel durchzieht. Äuglein, Lippen, alles zusammengekniffen auf der Liege. Ich geb mir sehr viel Mühe, nicht dran zu denken, dass mir nachher dasselbe blüht und ahne, dass ich's bin, die da unsere Händchen vollschwitzt. Natacha plaudert vollherzig. Fädelt das Piercing ein, zieht's durch, schraubt's zu. Feddisch. Äuglein, Lippen, alles auf auf der Liege. «War gar nicht schlimm», sagt der beste Mensch in Zürich. Und ich bin dran. Und zweifle. Und stehe trotzdem auf, lasse mir den Nippel bemalen und lege mich hin. Bis hierhin alles wunderbar. Einatmen. Angst. Nadel rein. Und FUCK. Im Hintergrund erzählt der wahrscheinlich schwule Assistent von seinen eigenen Nippelpiercings. Ich krieg die Hälfte mit, während ich dem besten Menschen in Zürich die Hand totdrücke, genau gar nicht mehr atme, Äuglein aufreisse und mich frage, was daran «gar nicht schlimm» sein soll. Fuck. Fuckfuckfuck. Und: Wie endlos ist mein Nippel bitte schön? Gefühlte Ewigkeit, bis die Nadel durch ist. «Nochmal Luft holen», sagt Natacha, fädelt das Piercing ein und – Herrgott! – das Ding ist drin und zugeschraubt.

Ich bleibe liegen und traue mich erst Minuten später draufzuschauen. Zur selben Zeit wird dem besten Menschen aus Zürich drei Sekunden schwarz vor Augen, wie er mir eine Viertelstunde später erzählt, draussen. Vom Zuschauen. Es ist 19.50 Uhr, vier Schritte neben dem Piercing-Studio setzen wir uns vor das Schaufenster irgendeines Geschäfts, irgendwie neben der Spur. Schuhe, Schmuck, voll egal. Das Adrenalin pulsiert und wir sind schampar stolz auf uns. ■

Barbara Lussi (24) ist sich ziemlich sicher, dass sie diese Polykum-Ausgabe zu Hause unter Verschluss halten wird. Da gibt's Dinge, die Grossväter nicht wissen müssen.

(un-)fehlbare Wissenschaft

Mit bahnbrechenden Erkenntnissen und neuen Zusammenhängen beschäftigt sich die Mehrzahl der wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Doch wo sind all die negativen Ergebnisse geblieben? Eine Spurensuche nach negativen Resultaten, die auf plausiblen Grundannahmen und sinnvoller Methodik basieren.

VON Laura Müller

«Heute ist ein schöner Tag. Ich denke, ich werde rausgehen und einfach lächeln.» Mit diesem Gute-Laune-Werbespot machte der Pharmakonzern Merck & Co. 1999 auf sein neustes Schmerzmittel (Vioxx) aufmerksam. Der Haken daran: Vioxx hatte unerwünschte Nebenwirkungen. Besonders häufig erlitten mit Vioxx behandelte Patienten Herz-Kreislauf-Erkrankungen wie Herzinfarkte. Mehrere Tausend Patienten starben. 2004 wurde das Medikament vom Markt genommen. Skandalös war vor allem, dass das Pharmaunternehmen anhand von firmeninternen klinischen Studien schon seit längerer Zeit um die Nebenwirkungen wusste, die Studien jedoch unter Verschluss hielt, um den Verkauf des Medikaments nicht zu gefährden. Schliesslich war Vioxx eines der umsatzstärksten Medikamente des Konzerns, das allein im Jahr 2003 einen Gewinn von 2,5 Milliarden US-Dollar verbuchte.

Allgemeiner Standpunkt der Wissenschaft

Auch auf wissenschaftlicher Ebene wird mit negativen Resultaten oft hinterm Berg gehalten, um den eigenen Ruf nicht zu schädigen. «Als Forscher hat man den Anspruch, eine in sich konsistente Geschichte zu präsentieren, welche keine Fragen offenlässt. Das ist normal», meint der ETH-Professor Gerhard Furrer. Aus seiner langjährigen wissenschaftlichen Tätigkeit im Bereich Biochemie kennt er das wissenschaftliche Publizieren sowohl als Schreiber als auch als Peer-Reviewer nur zu gut. Er bestätigt, dass positive Resultate einfach attraktiver seien, sich besser lesen liessen und daher auch bevorzugt veröffentlicht würden. «Mit negativen Resultaten können Sie sich den Versuch sparen, in (Science) oder (Nature) zu publizieren. Das ist auf jeden Fall Zeitverschwendung, denn da müssen die Resultate perfekt sein: positiv, spektakulär und neuartig.» Zudem würden gerade negative Resultate im Review-Prozess häufig beanstandet. Er

selbst ermutige die Leute aber immer, negative Resultate etwa im Annex einer Dissertation oder Masterarbeit genau zu beschreiben. Damit – falls die Arbeit zu einem späteren Zeitpunkt fortgeführt werden sollte – niemand in dieselbe Falle tappt. Im Annex gehen die Informationen nicht verloren, weil die Arbeiten an der ETH in einer Datenbank archiviert werden.

Anzunehmen, dass negative Resultate eine Publikation in einem Journal von vornherein ausschliessen, ist falsch. Aufgehalten wird man vor allem bei den grossen, namhaften Journals. Daneben aber gibt es viele kleinere, welche die Arbeit unter Umständen akzeptieren. Besonders gute Chancen für sogenannte (Negativ-Papers), also Arbeiten mit negativem Resultat, sieht Professor Furrer in den Journals der Open Access-Bewegung. Diese würden sich stets bemühen, auch die Gegenseite zur gängigen Meinung zu zeigen. Im vergangenen Jahr etwa hat die Open Access-Plattform (f1000.Research.com) Artikel mit negativen Ergebnissen zeitweilig von der Veröffentlichungsgebühr von \$ 250 bis \$ 1000 befreit. (PLoS One) wiederum, eines der bedeutendsten Open Access-Journals, ermutigt Wissenschaftler negative Resultate einzureichen, und das Online-Journal (Negative Results in Biomedicine) hat sich sogar ganz auf das Thema ausgerichtet.

Entwicklung und Veränderungen

Früher haben sich die Labore, welche sich mit denselben Themen befassten, untereinander gekannt. Dadurch waren die Wege kürzer und die Kommunikation war einfacher. Heute ist die wissenschaftliche Community viel grösser und damit auch unübersichtlicher geworden.

Gerade deshalb wäre es jedoch wichtig, dass negative Resultate – beziehungsweise Resultate, die auf den ersten Blick unerklärbar erscheinen – publiziert werden. Damit



FOTO: ZVG

Gefährlich: Negative Resultate sind nicht nur unsexy, sie werden auch gerne verschwiegen.

nämlich wird die Möglichkeit für einen Erfahrungsaustausch geschaffen, ganz nach dem Motto: «Wir haben gut gearbeitet, die Hypothese war plausibel, aber es hat einfach nicht geklappt.» Dies kann verhindern, dass Fehler zweimal begangen werden. «Es wäre für das wissenschaftliche Arbeiten wahnsinnig wichtig, dass so etwas deklariert und auch geschrieben wird», meint auch Professor Furrer.

Ob ein negatives Resultat abgedruckt wird oder nicht, entscheiden schlussendlich die Editoren. Dabei greifen sie auf die Einschätzung sogenannter Peer-Reviewer zurück. Peer-Reviewer sind Wissenschaftler aus demselben Forschungsgebiet, aus dem die eingereichte Arbeit stammt. Sie werden von den Journals beauftragt, die eingereichten Beiträge vor der Veröffentlichung auf Wissenschaftlichkeit und Richtigkeit zu kontrollieren. Um die Unabhängigkeit dieser Beurteilung zu gewährleisten, arbeiten Peer-Reviewer anonym und erhalten für ihre Arbeit, ausser bei einigen Open Access-Journals, keinen Lohn. Mit ihrer Beurteilung haben sie grossen Einfluss auf die spätere Veröffentlichung oder Ablehnung eines eingereichten Papers.

Professor Furrer berichtet von einer Arbeit – allerdings mit positivem Resultat –, die er bei zwei Journals eingereicht habe und die beide Male nicht publiziert wurde. Später stellte sich heraus, dass sie zweimal von ein und demselben Peer-Reviewer abgelehnt wurde. Das liess sich darauf zurückführen, dass Furrer und sein Team bewiesen hatten, dass eine Methode anders funktionierte, als der Peer-Reviewer in seiner eigenen Forschung bisher angenommen hatte. Dies ist kein Einzelfall und lässt vermuten, dass persönliche, subjektive Überzeugungen sowie Konkurrenzgedanken bei der Erstellung von Gutachten mitunter eine grössere Rolle spielen als objektiver Erkenntnisgewinn durch die Forschungsarbeit an sich.

Folgen und Ausblick

Nachdem eine Arbeit abgelehnt wurde, wird sie in der Regel von den Verfassern umgeschrieben und bei einem anderen Journal eingereicht. Insgesamt verzögert das den gesamten Veröffentlichungsprozess um etwa ein halbes Jahr. Gerade für junge Wissenschaftler, die sich in der Wissenschaftswelt erst einen Namen machen müssen, hat die erfolgreiche Publikation aber einen hohen Stellenwert – nicht selten ist sie direkt mit ihrer beruflichen Zukunft verknüpft. Die zeitliche Verzögerung kann dazu führen, dass die berufliche Karriere massiv behindert wird.

Es stellt sich daher die Frage, ob die Qualität von Wissenschaft tatsächlich an positiven Resultaten messbar ist und ob Peer-Reviewer über den Stellenwert von Ergebnissen entscheiden sollten. Elinor Ostrom, welche 2009 als erste Frau den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhielt, betrachtet das aus einer weiteren Perspektive. Sie plädiert dafür, Wissenschaft als Allmende-Ressource zu sehen. Allmende-Ressourcen sind Gemeingüter, von denen niemand in Zugang und Konsum ausgeschlossen werden kann. Das gilt so für das Internet: Der Zugang zu Wissen über das Internet erfüllt das Nicht-Ausschliessbarkeit-Kriterium und verursacht auch keine Rivalität im Konsum. In einer Open Access-Wissensgemeinde wird der Review-Prozess erst nach Veröffentlichung der Ergebnisse eingeleitet. Somit erhalten negative Resultate den Stellenwert, den sie verdient haben, und bewahren andere Wissenschaftler davor, die gleichen Fehler zu machen. Damit leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Wissensgenerierung.

Laura Müller ist Redaktions-Azubi beim Polykum. Eigentlich studiert sie in Norddeutschland Umweltwissenschaften, momentan befindet sie sich aber im Auslandssemester an der ETH.

Hundertmal zweifeln

Mama und Papa beeindruckten oder sich selbst verwirklichen? Praktisch oder träumerisch planen? Von der grossen Ahnungslosigkeit nach dem Bachelor.
Oder: die Leiden junger Absolventen.

TEXT: Barbara Lussi

Papa war stolz, Mama war stolz, alle waren sie stolz als ich nach neun Semestern die 5.6 hingelegt hab, letzten Herbst, endlich, endlich mit Bachelor ausgezeichnet, magna cum laude, und das hat niemand gesagt, aber sie werden's gedacht haben: Hurra, hurra, aus dem Geisteswissenschaftlerkind wird doch noch was!

Leider nein. So wie's aktuell aussieht, wird aus dem Geisteswissenschaftlerkind gar nix. Wo ich hin will? Welche Türe ich mir mit der 5.6 öffne? Keine Ahnung. Massiv keine Ahnung. Riesenkrise. Frisch gebachelort könnte ich planloser nicht sein – hundert Möglichkeiten, wie's weiter gehen könnte und hundertmal zweifeln, werweissen, umentscheiden. An manchen Tagen: im Zweitundentakt. Ich bin definitiv ein Maybe: aufgewachsen in einer Zeit, in der mit Smartphones, Easyjet und Do-it-yourself-Sushi-Kit alles möglich scheint, gut ausgebildet und davon überfordert, unfähig Position zu beziehen.

Ich beneide das: Menschen, die wissen, was sie werden wollen, und genau das werden, ganz ohne Zweifel: Physiotherapeutin, Kinderpsychologin oder Hebamme. Ich bin in mein Geisteswissenschafts-Studium reingestolpert, Germanistik und Kulturwissenschaft, einfach so, und jetzt steh ich da und weiss nicht mal, ob ich 'was mit Sprache' oder 'was mit Kultur' reizvoller fände. «Luxusprobleme», würde Papa sagen, wenn er ein Wort wie «Luxusprobleme» gebrauchen würde. Das, oder: «Mach doch das Lehramt.»

Wenn ich praktisch wäre

Meine Eltern sind praktisch veranlagt. Und so praktisch sind ihre Wünsche: dass ich was Solides mache. Etwas, das sinnvoll, nützlich, aussichtsreich ist.

Ich hab mir ja grösstenteils abgewöhnt, meine Eltern beeindruckten zu wollen. Als Germanistin, die sich mit dem Lehramt gegen die aussichtsreichste Möglichkeit als

Germanistin sträubt, wird das kaum was.

Aber ab und zu packt er mich trotzdem: der Wunsch, irgendwas zu finden, dass sie stolz macht, dass sie mega finden, das sie bei Geburtstagsapéros anderer Menschen mit Schwärmstimme erzählen können. Das sind die Tage, an denen ich mich aus hundert Möglichkeiten für eine entscheide, die elterlich abgesegnet werden würde. Für eine praktische. (Und von denen gibt es nicht viele, aber es gibt sie.)

Gedanklich hab ich das alles schon durchgespielt. Was, wenn ich Urologin werden würde? (Denn: wenn irgendwas sinnvoll, nützlich, aussichtsreich ist, dann 'irgendwas mit Medizin'.) Zweitstudium. Numerus clausus machen, Numerus clausus bestehen. Sechs Jahre Medizin studieren, Prüfung als eidgenössische Humanmedizinerin ablegen, fünf bis sechs Jahre Weiterbildung. (Würde ich bis zum Master merken, dass ich lieber Nephrologin als Urologin werden würde, könnte ich den Kurs hier korrigieren.) Facharzttitle erwerben. Und dann richtig loslegen: eigene Praxis, ein Urogenitalsystem nach dem nächsten (oder eine Niere nach der nächsten). Lange Tage, aber mir ging's gut. Ich wär eine gestandene Frau, finanziell bedient, mein Haus wär geil, bei H&M würde ich längst nichts mehr kaufen, ich wär so achtbar wie mein Anwalts-Bruder, Papa wäre stolz, Mama wäre stolz, alle wären sie stolz.

Schade nur, dass ich mehr Geld als Zeit zum leben hätte. Schade nur, dass ich schon siebenunddreissig wäre. Ich denke aktuell ja herzlich wenig an Reproduktion, aber ich stelle massiv in Frage, dass das ein gutes Moment wäre: zwischen Masterabschluss und Facharzttitle ein Kind zu gebären. Ich studier ja nicht zwölf weitere Jahre, um Mutter zu werden und meine Praxis zu verkaufen. Und eigentlich waren Worte doch immer meins, nicht Harnröhren.



Weil ich träume

Auch wenn's Tage gibt, an denen ich beinahe praktische Pläne schmiede: Anders als meine Eltern bin ich träumerisch veranlagt. Und – von Urologie und Spurensicherung abgesehen – so träumerisch sind meine Wünsche. Zurück zum Werweissen.

Als Mittelstandskind einer Industrienation – wie sonst könnte ich Geisteswissenschaftlerkind sein? – liebäugle ich mit der 32- statt 40-Stunden-Woche. Mit freien Wochenenden. Mit einem Leben fern vom Grossraumbüro. Mit Büchern, die ich schreibe, mit Hunden, die ich dressiere, mit den besten Sandwichs, die ich stadtwweit belege. Nützlich ist das nicht. In Gedanken spiel ich's trotzdem durch.

Was, wenn ich hundedressierende Autorin mit Sandwich-Bar würde? Wirtepatent anpacken, Ausbildung zur zertifizierten Hundetrainerin anpacken, beides bestehen. Einen Hund grossziehen. An Schreibwettbewerben teilnehmen, gut sein, gewinnen. Fördergeld kassieren. Netzwerken. Verlag finden, Bar finden, für Hundedressur werben. Sich Hund für Hund über Wasser halten, Brötli für Brötli, Kurzgeschichte für Kurzgeschichte. Entweder: mörderlange Tage oder ultraleere Tage. Ich wär eine vielbeschäftigte Frau, hätte mal mehr, mal weniger auf dem Konto, ein Haus könnte ich mir noch lange nicht leisten, würde ausschliesslich bei H&M kaufen – und damit käme ich klar. Ich hätte mehr Zeit zum leben als Geld. Ich wär nicht siebenunddreissig, bis ich das erste Sandwich auf-tische. Es bleibt Zeit für Reproduktion.

Schade nur, dass mein Anwalts-Bruder sechsmal achtbarer wäre. Schade nur, dass Papa besorgt ist, Mama besorgt ist, dass alle besorgt sind, wie ich mich über Wasser halte. Obwohl ich ja clever und fleissig genug gewesen wäre, Medizin zu studieren...

Irgendwann mutig sein

Und da stehe ich wieder am selben Punkt: hundert Möglichkeiten, wie's weiter gehen könnte und hundertmal zweifeln, werweissen, umentscheiden. Und das, wo ich's mir als Maybe in einer Zeit, in der fast alles möglich ist, doch gewohnt sein sollte, Entscheidungen zu treffen. Kein Problem, aus sechsendsechzig Mails die wichtigste rauszuziehen, kein Problem, auf Zalando aus doppelt so vielen Schuhen die schönsten zu finden – aber die Frage danach, wo ich hin will, setzt mir zu. Weil der Entscheid langfristig ist. Weil da immer das Gefühl ist, das ich was übersehe (und nicht irgendwas, sondern die beste aller Optionen). Und weil ich mutig sein müsste: Meinen Eltern müsste ich endgültig beibringen, dass ich mich gegen was Praktisches entscheide. Gegen einen Job, wie sie ihn machen, Tag für Tag am selben Schreibtisch. Ich müsste dazu stehen, dass ich träumerisch plane.

Mega fänden sie nichts davon: weder Hundedressur noch Sandwich-Bar. Papa würde mir bei jeder einzelnen Plan-Komponente predigen, was daran keine Zukunft hat. Was ich mir am meisten vorstellen könnte, könnte von dem, was sich meine Eltern wünschen, nicht weiter weg sein. Damit muss ich mich abfinden, zieh ich's irgendwann durch. Aufzuwachsen in einer Zeit, in der fast alles möglich ist, heisst eben auch sich rechtfertigen, warum man sich von hundert Möglichkeiten für die entscheidet, die am wenigsten praktisch ist. Und es bedeutet auch: sich damit abzufinden, Türen ohne hurra, hurra zu öffnen.

Barbara Lussi (24) ist auf Zalando gelandet, obwohl sie's nie wollte. Sie mag Pudel (ausser die in apricot) und macht verdammt gute Sandwichs.

SALE

VON GRÜNINGER

SCHATZ, **DEIN** GESCHENK BEKOMMST
DU SPÄTER IM SCHLAFZIMMER...

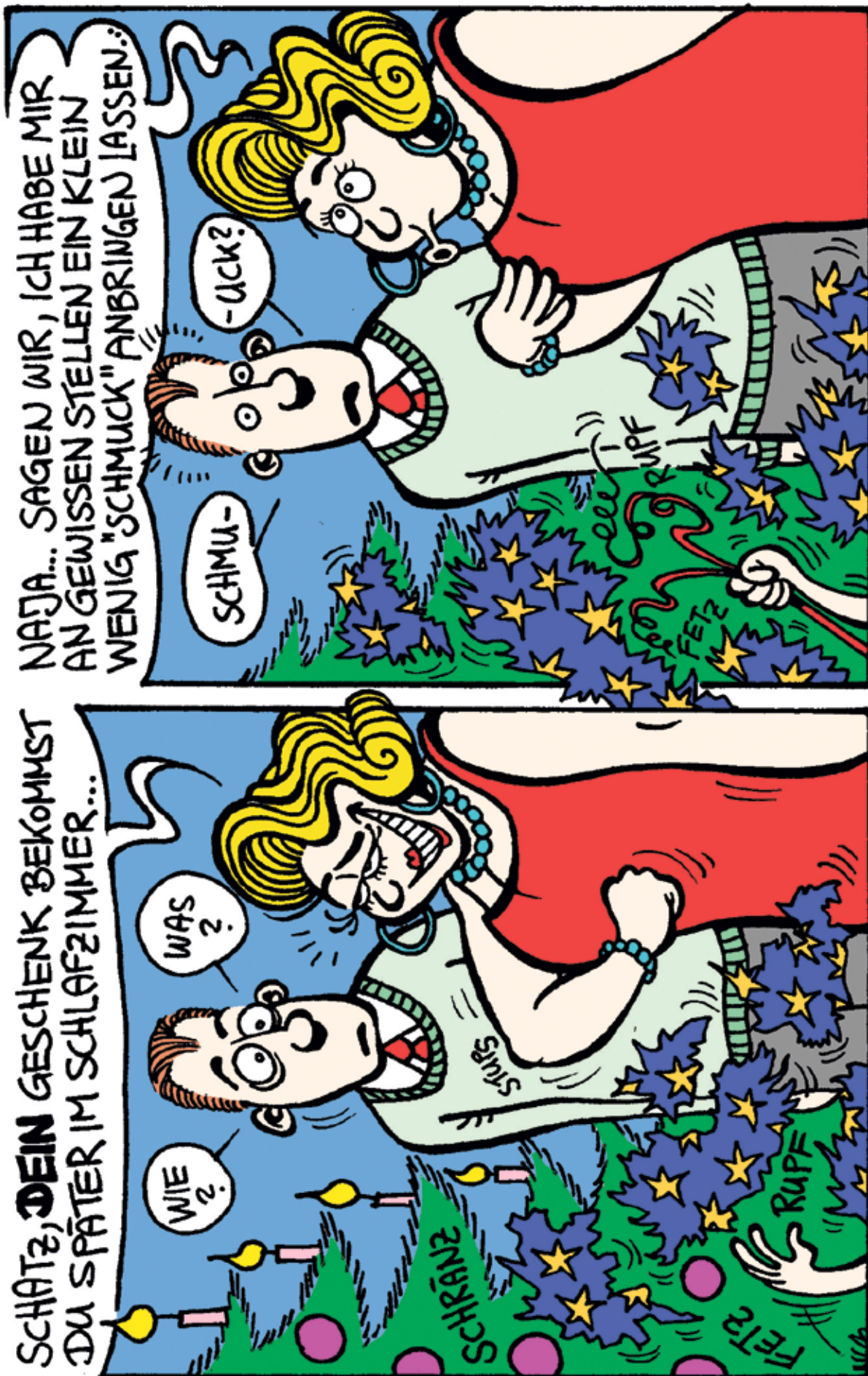
WIE ?

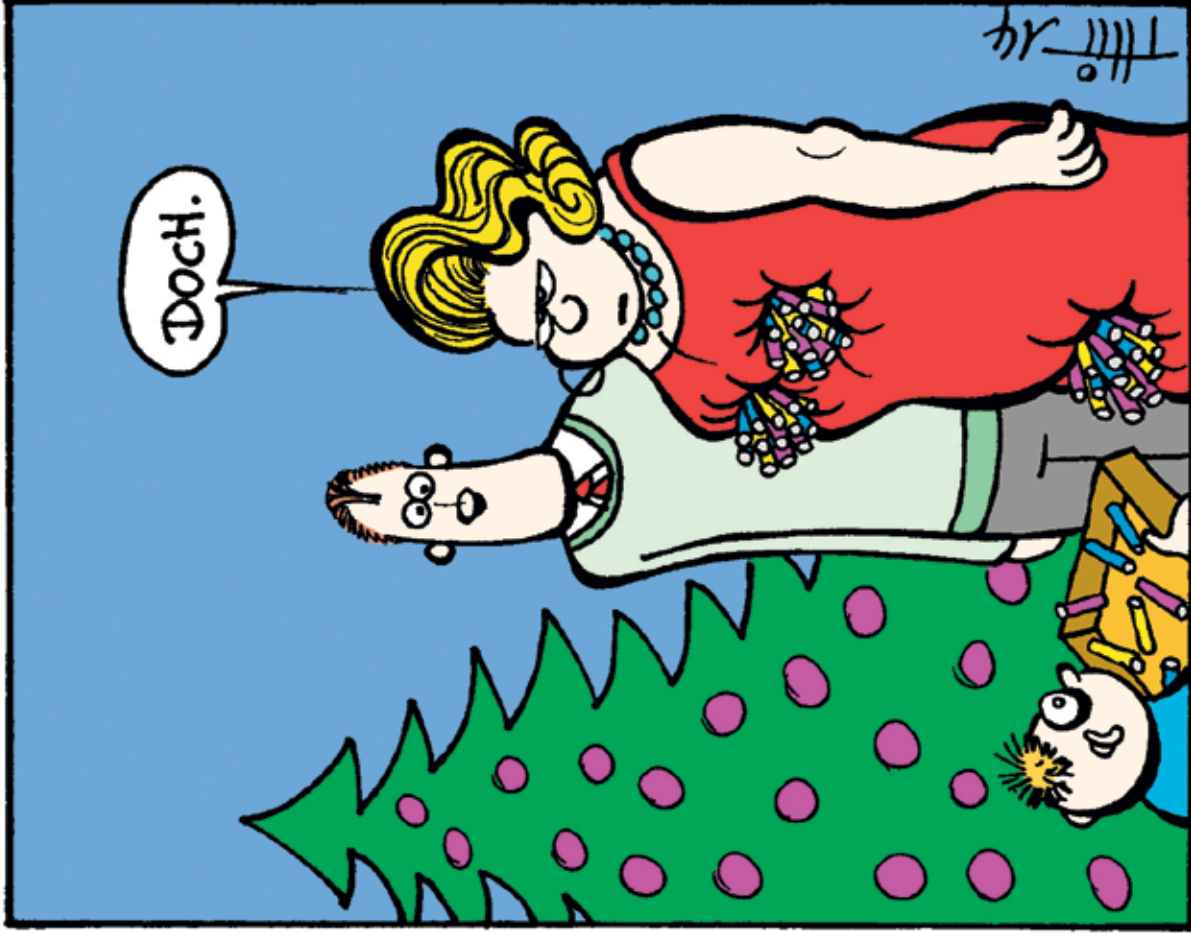
WAS ?

NAJA... SAGEN WIR, ICH HABE MIR
AN GEWISSEN STELLEN EIN KLEIN
WENIG "SCHMUCK" ANBRINGEN LASSEN...

SCHMU-

-UCK?





////////////////////////////////////

POLYKUM N° 5 2013

////////////////////////////////////



ULF – Das Buch

Die gesammelten Werke von Polykum-Cartoonist Thom Grüninger sind als Sammelband erhältlich. Das Buch «ULF von Grüninger» kann im Sekretariat des VSETH im Stuz² (CAB E27) für 11 Franken gekauft werden.

KOMMENTAR

Zum Ruhm in der Wissenschaft

Der Nobelpreis ist die renommierteste Auszeichnung der Wissenschaftswelt. Ingeheim will ihn jeder.

TEXT: Alessandro Lägeler



Die liebste Zeit des Jahres ist mir die Zeit, in der die Nobelpreise bekanntgegeben werden. Dann ist an jungintellektuellen Biertischen wieder die Rede vom Wert und Unwert des Nobelpreises, dann wird geträumt, was wäre, wenn wir den Nobelpreis eines Tages selbst gewinnen (mein Bekenntnis: Preisgeld in Vegas verzocken), und dann wird auf halber Strecke im Denken stehengeblieben und es wird über das eigene Leben und die eigenen Träume nachgedacht; es wird weniger laut gesprochen.

Unsterblichkeit?

Alle Ambition strebt zum Ruhm, der eine Verlängerung des Lebens ist, eine Befriedigung vielleicht. Trotzdem: Ich kenne keinen Wissenschaftler des vierzehnten Jahrhunderts mehr. Ich möchte nicht Kopernikus, nicht Newton sein; sie sind tot.

Und es ist mit Ruhm doch immer das gleiche: Er ist das Lob anderer. Will man exzellent sein, so muss um der Exzellenz willen immer ein anderer dastehen, der sagt: «Ja! Ja! Du bist exzellent!»

Wie viele Wissenschaftler und Mathematiker hatten keinen Rufer, sind erst im Nachhinein geadelt worden? Ludwig Boltzmann, Georg Cantor und auch die Arbeit, die Peter Higgs später den Nobelpreis einbringen würde, wurde anfangs von Fachzeitschriften als unwissenschaftlich abgelehnt.

Es wird wohl eine Zeit kommen, da die Sonne nicht mehr die Mitte unseres Sonnensystems ist. Was früher undenkbar war, ist heute Konsens.

Man mag einwenden: Wissenschaft ist empirisch. Aber Messungen, die nicht interpretiert werden, sind wie Bücher, die keiner mehr liest.

Die Sprache der Naturwissenschaft ist die Mathematik (was immer das bedeuten soll). In der Mathematik, möchte man meinen, kann nicht gezweifelt werden; wer einen Beweis aufstellt, hat seinen Teil zur Unendlichkeit beigetragen. In der Mathematik gibt es kein geozentrisches Weltbild. Die Logik ist ewig, unumstösslich, oder was man sonst mit kaltem Pathos sagen will. Doch ist nicht jeder im Traum schon zu Überzeugungen gelangt, die sich am nächsten Morgen als falsch und dumm herausstellten? Die Logik ist ein Gefühl der Gewissheit. Als Beispiel dafür können wir einen Satz anführen, der in Logikbüchern gerne als Paradebeispiel verwendet wird: «Alle Menschen müssen sterben.»

Und wer sagt uns, dass wir nicht eines Tages aufwachen und sehen, dass unsere Logik schon immer blödsinnig war? Ja, vielleicht sind wir alle Kinder, die den Lehrer wegen seiner Sätze auslachen.

Das wahre Ziel

Es mag ein erfülltes Leben sein, wenn man es geschafft hat. Es mag ja auch ein erfülltes Leben sein, wenn man sich wie Romanfiguren des neunzehnten Jahrhunderts in Salons rumtreibt und anderen zu gefallen sucht.

Was kümmert uns die eigene Unsterblichkeit, wenn wir tot sind? Namen kommen und gehen. Sagt euch Allvar Gullstrand noch was? Auch er hat's mal geschafft.

Nur einen Satz kann ich meiner Weisheit zurechnen: Es ist allemal schwieriger und lohnenswerter ein guter, denn ein exzellenter Mensch zu sein.

Alessandro Lägeler blickt zu den Sternen, wann immer der Himmel bewölkt ist. Im Augenblick studiert er Mathematik an der ETH Zürich.



Mit einem
TEC21-
Abonnement
auf dem
neusten
Stand des
Fachwissens
im
Baubereich!

TEC21 ist die führende interdisziplinäre Fachzeitschrift der Schweiz für Architektur, Ingenieurwesen und Umwelt und offizielles Publikationsorgan des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins SIA.

Informationen, Hintergründe, Entwicklungen und Tendenzen zum Planungs- und Baugeschehen im In- und Ausland, Stellenanzeigen, Wettbewerbe: all dies finden Sie mit TEC21 wöchentlich in Ihrem Briefkasten!

Studierende erhalten 50% Rabatt auf ein Jahresabo!

Bestellen Sie jetzt eine Gratisausgabe mit dem Vermerk «**Gratisexemplar TEC21 3-4/2014**» und der Lieferadresse unter abonnemente@staempfli.com. (Gültig solange Vorrat.)

reformiertes
hochschulforum zürich

Frühjahrssemester 2014

Kultur plus

Erkundungen im urban jungle

Im vielfältigen kulturellen Angebot der Stadt Zürich die Perlen finden und mit andern das Besondere erleben und bereden. Wie's geht: www.hochschulforum.ch

Eine Woche im Kloster

Bei den Dominikanerinnen in Ilanz

Zeit fürs eigene, ungestörte Arbeiten. Ermöglicht durch Einzelzimmer, feine Küche, strukturierte Tage in einer Gruppe von Studierenden. In den Frühlingferien, bei den Dominikanerinnen in Ilanz.

Ostermontag, 21. – Sonntagmittag, 27. April 2014

Treffpunkt Beiz

Lea kocht

Ein feines Essen in gemütlicher Atmosphäre und mit anregenden Gesprächen unter Studierenden verschiedener Fakultäten. Jeden Freitag, ab 21. Februar, 12.15, Studierend foyer, Hirschengraben 7, 8001 Zürich (5 Minuten von UZH und ETH)

Ökumenisches Taizé-Gebet

Innehalten im Raum der Stille

Taizé-Lieder, Lesungen, Stille, Gebet: Donnerstag, 18. März, 6./20. Mai 2014, 18.30 – 19.15, Raum der Stille, KOL-Q-3, UZH Zentrum. Ohne Anmeldung

Details/weitere Angebote/Blog: www.hochschulforum.ch

aktuell im
vdf



Abschlussarbeiten richtig gliedern

in Naturwissenschaften,
Technik und Wirtschaft

Volker Ahrens
UTB 4096
2014, 200 Seiten, mit Grafiken
Format 12 x 18,5 cm, broschiert
CHF 21.40, ISBN 978-3-8252-4096-7
auch als eBook erhältlich

Die Abschlussarbeit als System

Dieser Band hilft Studierenden bei der Strukturierung ihrer Abschlussarbeiten. Dazu übersetzt er den traditionellen Gliederungsansatz mit den Phasen Entdeckung, Begründung und Verwertung in eine zeitgemäße Form.

Grundlagen dafür sind die allgemeine Wissenschaftstheorie sowie neue Erkenntnisse des Systems Engineering, insbesondere der Problemlösungszyklus. Darüber hinaus werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu alternativen Vorgehensmodellen wie z. B. Hermeneutik und Dialektik aufgezeigt.

**25% Rabatt
für Studierende**

vdf Hochschulverlag AG
an der ETH Zürich
VOB D, Voltastrasse 24
CH-8092 Zürich
www.vdf.ethz.ch

Bestellungen unter:
orders@vdf.ethz.ch
Tel. 044 632 42 42
Fax 044 632 12 32

144
für alle
medizinischen Notfälle

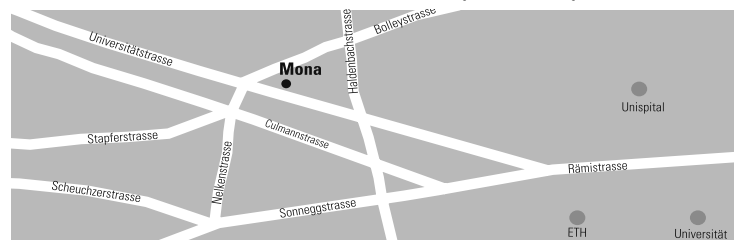


Herrn-Coiffeur Mona
Universitätstrasse 58
8006 Zürich
Telefon 043 233 87 92

STUDENTEN-HIT-GUTSCHEIN

Den Ersten und jeden Dritten Haarschnitt gibt's bei **Coiffeur Mona** für die Hälfte!

Vereinbare sofort einen Termin oder komm einfach ohne Voranmeldung vorbei und bring diesen Gutschein mit!



Polygon

INTERVIEW

Alles über Penisgrösse und Intimrasur

Der Umgang mit Sexualität und Intimität lässt gerade unter Pubertierenden viele Fragen aufkommen. Der studentische Verein <Achtung Liebe> betreibt Aufklärungsunterricht an Schweizer Schulen.

Ein Interview mit der Präsidentin Anna Schmidt.

VON Laura Müller

Anna, ist Aufklärung nicht Bestandteil des Biologieunterrichts?
Wir haben gemerkt, dass Jugendliche zwar viel wissen, dass es sich dabei allerdings häufig um Halbwissen handelt. Das kann schnell gefährlich werden. Unsere Aufklärungsarbeit soll die Jugendlichen umfassend informieren, damit sie sich den Risiken bewusst werden und selbstbestimmte Entscheidungen über ihr Sexualleben treffen können. Ausserdem ist es uns in unseren Schulbesuchen sehr wichtig zu vermitteln, dass Sex, Liebe und Körpergefühl wichtige Themen sind, über die man unverkrampft und offen sprechen kann und soll.

Worin unterscheidet ihr euch vom klassischen Sexualunterricht?
Der grösste Unterschied liegt darin, dass wir keine Lehrer sind, sondern Aussenstehende, die die Klasse nur für dieses Thema besuchen. Zudem ist der Altersunterschied zwischen uns und den Schülern nicht so gross wie zwischen den Schülern und den Lehrern. Die Schüler wissen, dass wir Medizinstudenten sind und daher fachliche Kompetenz haben. Diese Kombination aus Unverbindlichkeit, Wissen und geringem Altersunterschied schafft Vertrauen. Ausserdem ist es bei uns viel interaktiver als in der Biologiestunde.

Was meinst du damit?

Ein Schulbesuch dauert mindestens vier Stunden und wird von einem Team aus einem Studenten und einer Studentin durchgeführt. Wir starten immer mit einem Icebreaker. Das kann ein Synonym-Spiel sein: Dabei müssen die Schüler innerhalb von einer Minute so viele gleichbedeutende Worte für Sex finden wie möglich – und aussprechen. Also ficken, vögeln... Das hilft Nervosität abzubauen. Nachdem sich das erste Kichern gelegt hat, erklären wir die Geschlechtsanatomie, geben Informationen zu Geschlechtskrankheiten wie HIV, Syphilis und Chlamydien und zu unterschiedlichen Verhütungstechniken. Das Ganze wird aufgelockert mit Quizspielen und praktischen Übungen wie zum Beispiel dem Kondomanlegen an der Banane. Danach folgt ein Teil, der sich um die sexuelle Orientierung und um Pornographie dreht.

Dort hebt ihr den moralischen Zeigefinger und warnt vor den bösen Filmen?

Nein, das machen wir grundsätzlich nicht. Wir wollen weder belehren noch Dinge verteufeln. Unsere Aufgabe liegt darin, auf verständliche Art und Weise Informationen zu geben, damit die Jugendlichen später ihre eigenen Entscheidungen treffen können.

INFOBOX Achtung Liebe!

<Achtung Liebe> hat rund 30 Mitglieder, ist Teil der Vereinigung Schweizer Medizinstudenten (swimsa) und wurde 2001 in Zürich gegründet. Seit zwei Jahren ist der Verein auch mit Untergruppen in Bern und Basel vertreten. Weltweit haben sich nationale Gruppen zum <Standing Committee on Reproductive

Health including HIV/AIDS> (SCORA) zusammengeschlossen, das dem internationalen Dachverband der Medizinstudenten (IFMSA) untergeordnet ist. Das Unterrichts-Konzept ist unter dem Begriff <peer education> bekannt. Mehr Details und Kontaktadressen gibt es unter: achtungliebe.ch

Und wie sieht das bei Pornos aus?

Pornos sind speziell bei 14- bis 18-jährigen ein riesiges Thema. Und das bei Mädels und Jungs. Zwar interessieren sich in erster Linie Jungs für die Filme, aber die Mädels bekommen das natürlich mit und schauen sie dann auch. Die Frauen mit gemachten Brüsten, wie sie in Pornos gezeigt werden, die Männer mit grossem Penis und das laute Stöhnen können zu grossen Erwartungen an das eigene erste Mal führen. Unsere Aufgabe

sehen wir darin, Jugendlichen klar zu machen, dass es sich bei Pornos um einen gestellten Ablauf und nicht um die Realität handelt. Ausserdem richten sich solche Pornos an eine erwachsene Zielgruppe. Wir betonen, dass sie diese Filme als Minderjährige von rechtlicher Seite aus gar nicht schauen dürften. Ihre Neugier auf Pornos ist vollkommen okay, aber sie sollen Fiktion und Realität eben klar voneinander trennen können.

Spielt das Geschlecht oder der kulturelle Hintergrund im Umgang mit Sexualität und Intimität eine Rolle?

Viel weniger als ich erwartet hätte. Im Grunde sind alle Jugendlichen auf einem ähnlichen Wissenstand. Auch die Ansichten unterscheiden sich zwischen Jungs und Mädels kaum. Die meisten wünschen sich eine vertrauensvolle, liebevolle intime Beziehung, auch wenn sie das auf unterschiedliche Weise kommunizieren. Was mich persönlich jedoch sehr überrascht hat, ist der unterschiedliche Umgang mit Homosexualität: In der Stadt sind die Schüler sehr offen; ob Mann, ob Frau, das spielt bei ihnen keine Rolle. Auf dem Land dagegen höre ich oft Aussagen wie: «Eigentlich ist es nicht sooo schlimm, aber irgendwie ist es schon grusig.»

Gibt es bei Jugendlichen einen Unterschied zwischen Intimität und Sexualität?

Das ist schwer zu sagen. Grundsätzlich ist für die Schüler alles neu und unbekannt, Sex daher sehr intim. Allerdings spüren sie, dass es einen Unterschied zwischen Sex ohne Liebe und Intimität gibt. Dass da eben mehr dazugehört.

Und wie steht's mit eurer eigenen Intimität? Plaudert ihr aus dem Nähkästchen?

Wir betonen am Anfang immer, dass die Schüler alles fragen dürfen. Wir sagen dann schon Stop. Wo diese rote Linie liegt, muss jeder für sich selbst entscheiden. Da gibt es kein richtig oder falsch. Das betonen wir auch immer an unseren Ausbildungswochenenden. Mein Eindruck ist jedoch, dass viele Schüler in Sachen Sexualität noch relativ unerfahren sind. Alles ist neu und aufregend. Eine kleine Geschichte über mein erstes Mal oder das der Freundin kann dabei wie eine Art Wegweiser sein, an dem sie sich orientieren können. Ob die Geschichte wahr oder fiktiv ist, spielt da weniger eine Rolle. Allerdings müssen wir uns bei allem, was wir preisgeben, bewusst sein, dass wir Vorbildfunktion haben.

Ist das Medizinstudium Voraussetzung zur Teilnahme bei «Achtung Liebe»?

Nein, das ist es nicht. Auch wenn der Verein von Medizinstudenten gegründet wurde, sind mittlerweile verschiedenste Fachrichtungen bei uns vertreten. Das nötige Handwerkzeug in Sachen Sexualpädagogik, Anatomie und Pornographie vermitteln wir an einem Trainingswochenende. Jeder, der Interesse hat, ist willkommen!

Laura Müller ist Redaktions-Azubi beim Polykum. Eigentlich studiert sie in Norddeutschland Umweltwissenschaften, momentan befindet sie sich aber im Auslandssemester an der ETH.

Studenten klären auf: «Achtung Liebe»-Präsidentin Anna in Aktion



FOTO: ZVG



An meine Brust, Bro!

Die Bromance blüht – und Männerfreundschaft ist inniger denn je. Wenigstens theoretisch. Über den Zweifel an Bros.

TEXT & FOTO: Barbara Lussi

Ich erschreck nicht mehr, wenn sich Männer in meinem Freundeskreis mit «Yo, Bro!» begrüßen. Ich erschreck nicht bei meinen coolen Freunden und nicht bei denen, die sich sonst so gar keine Mühe geben, cool zu sein – weil's um Coolness nicht geht, wenn sich Männer mit was betiteln, das verdächtig nach Kosename klingt: Mit der Bromance scheint Männerfreundschaft einen neuen Superlativ gefunden zu haben.

Bisher gab's Kumpel. Bisher waren männliche Freundschaftsbande ziemlich cool, ziemlich sachlich, ziemlich kantig. Dachte ich an Männerfreunde, vor nicht allzu langer Zeit, dachte ich an Bier, an Fussball, an Call of Duty. Daran, wie sich zwei Jeans-Typen auf dem Grill eine Wurst braten, ein Steak, ein halbes Kalb. Vielleicht gehen Kumpel zusammen angeln, hätte ich behauptet, vielleicht landen sie im selben Fitnesstempel. Aber sie fallen sich nicht um den Hals. Und dann behauptet CBS das Gegenteil und zeigt mit Marshall und Ted – wie NBC mit Turk und J.D. –, dass Männerfreundschaft ziemlich innig, ziemlich vertraut, ziemlich liebevoll sein kann. Rückenwind gibt's von gestandenen Männern, so prominent wie hetero, auch wenn erzpote Väter was anderes sagen würden: Matt Damon und Ben Affleck sind Bros, George Clooney und Brad Pitt, Bill Clinton und Al Gore.

Medial ist das Profil klar: Bros braten das Kalb und reden über Gefühle. Bros können sich sagen, wie schön sie sind – am Abdominal-Trainer oder im Anzug. Bros nehmen Bros in ihre starken Arme. Zur Begrüssung, bei Liebeskummer, einfach so. Warum auch nicht? Sich männlich in den Armen zu liegen, kann so viel schlechter nicht sein als sich affig zu behandschlagen. Verglichen mit Bros scheinen Kumpels plötzlich mittelmässig,

stumpf, banal. Die halbleeren Gläser unter Männerfreunden. Das sag ich als Frau. Bevor irgendwer protestiert: Das sagen auch Männer.

Wanna-Bros

Ich stand vor dem männlichen Teil meiner Freunde und fragte, was es mit der Bromance auf sich habe. «Näher als der Bro ist keiner», sagten sie, «ein Bro ist immer für dich da, einem Bro kannst du alles sagen, dein Bro kennt dich besser als andere. Ein Kumpel kommt da nicht ran.» Was Frauen seit Paris Hilton die BFF ist, ist Männern heute der Bro, schliesse ich. Theoretisch.

Definieren können sie die Bromance alle. Das Bild haben sie alle im Kopf. Und das Label im Mund, das «How I Met Your Mother» 2005 in Umlauf brachte. Mehr aber auch nicht: Mit den Bros, die ich medial zu Gesicht kriege, haben die Bros, zu welchen sich meine männlichen Freunde verbal adeln, wenig zu tun.

Im echten Leben ist's dann doch ziemlich cool, ziemlich sachlich, ziemlich kantig. Glaubwürdig ist's nur bis zum «Yo, Bro!», danach wird's harzig. Statt der Umarmung gibt's einen affigen Handschlag, eben doch. Und das, was morgens um vier nach sehr viel Bier kurz mal nach Gefühlsausbruch und Umarmung aussieht, ist bei genauem Betrachten meist nicht mehr als zweiarbiges Schulterklopfen mit Sicherheitsabstand. Ob sie in den Stunden davor über Gefühle geredet haben? Ich sag nein, wenn ich an dröhnendes Gelächter denke, das vom anderen Tischende rüberdonnerte. Und ich sag nochmals nein, wenn ich mir in Erinnerung rufe, wie oft es an einem Abend aus ein und demselben Mund «Yo, Bro!»-t – in verschiedene Gesichter. Obwohl sie's doch alle so schön



Ja ist das denn so schwer?

definiert haben. So inflationär wie die Bro-Begrüßung verwendet wird: nichts da mit neuem Superlativ.

frisch gelabelt

Ich fänd's schön, wenn's tatsächlich so wäre: wenn sich die selbsternannten Bros in meinem Umfeld mal richtig in die Arme nehmen würden. Weil es ihnen grad so danach ist und weil sie sich – anders als manche Väter – zugestehen emotional zu sein, ohne schwul zu sein. Und auch wenn das Frauenfreundschaft ihrer Einzigartigkeit berauben würde: Ich fänd's sogar schön, wenn das nicht länger Frauenkram wäre – zusammen aufs Klo zu gehen, sich zu zweit über Verfloßene auszuheulen und sich nach zwei Appletinis die Liebe zu gestehen. Und ich bin tatsächlich enttäuscht, dass das nicht der Fall ist.

Von der Bromance scheinen sich Männer die oberflächlichste aller Komponenten gekrallt zu haben: das Label. Ohne Gefühlsduselei, ohne Bauchmuskelbewunderung, ohne Umarmung: Yo, Bro. Und schon wird aus dem Label, das eigentlich so viel sagen will, eine Floskel.

Ich seh schon, dass der «Bro» in der Hinsicht ganz nützlich ist: So elegant war die Freund-Falle noch nie zu umgehen. Vorbei die Zeit des Werweissens, wie Männer Männer vorstellen, vorbei die Zeit, in der eine Alternative schlechter als die andere war. Hatten Männer bisher abzuwägen, ob «Das ist Carlos!» (unaussagekräftig), «Das ist mein Freund Carlos!» (missverständlich, massiv missverständlich!) oder «Das ist mein Kumpel Carlos» (eindeutig, aber uncool) das kleinere Übel wäre, können sie heute bedenkenlos zum Bro-Joker greifen: «Das ist Carlos, mein Bro!» klingt nach was, ist eindeutig und cool. Problem gelöst. Wieder: theoretisch.

Bauch an Bauch

Letztlich geht's ja nicht ums Label – letztlich geht's nicht um einen verbalen Ausweg aus der Freund-Falle. Statt das Problem zu lösen, macht das verfloskelte Label «Bro» gerade deutlich, wo das Problem liegt: dass Männerfreundschaft Begrifflichkeiten braucht, die Gefühle kaschieren, wie sie beim «Freund» mitzuschwingen scheinen. Das sag ich als Frau. Ohne Bestätigung von Männern.

Dabei räumt die Bromance, wie sie medial und original celebriert wird, doch auf mit der Vorstellung, dass männliche Freundschaftsbande ziemlich cool, ziemlich sachlich, ziemlich kantig sein müssen. (Dass es meine männlichen Freunde schneller schaffen, den «Bro in den Mund zu nehmen als den Kumpel in die Arme, zeigt übrigens, dass das selbst Männer dachten – nicht nur ich.) Die Bromance gibt grünes Licht für Gefühl. Dafür, auch von Mann zu Mann innig, vertraut und liebevoll zu sein. Dafür, furchtlos ein bisschen emotional und körperlich zu sein. Schulter an Schulter vor Call of Duty. Bizeps an Bizeps im Fitnesstempel. Bierbauch an Bierbauch nach Feierabend. Und irgendwann: Arm in Arm.

Barbara Lussi (24) ist froh, dass Frauen nach wie vor einfach (Freundinnen) haben. Eine Begrüßung wie «Yo, Sis!» könnte sie nie in den Mund nehmen.

RÖSTIGRABEN

Sexe, confessions, Romands et Alémaniques

Le sexe, un sujet que beaucoup ont sur les bouts des lèvres. Mais comment est-il abordé dans nos régions linguistiques, est-ce que les latins se distinguent une fois de plus?

PAR Arnaud Monnard



FOTO: KEN ZUMSTEIN

Une fois n'est pas coutume, un article rédigé dans la langue de Molière et cette fois-ci aucune statistique mais une idée que je nourris et dont je souhaite faire part à nos très chers lecteurs du Polykum.

La question est: «Les Romands sont-ils plus loquaces et ouverts pour les questions liées aux sexe?»

Stéréotypes et réalité

Les stéréotypes sont connus et assumés, «les Grecques de la Suisse», comme s'est amusé à titrer un fameux journal alémanique, sont des gens moins portés sur le travail et plus sur la boisson et la détente que ne le sont leurs compatriotes d'outre Sarine. En bref, comme on le dirait de par chez nous, les Romands sont des bons vivants. Cette légèreté de vivre se reflète-t-elle également dans les discussions et les thèmes abordés ?

Prenons un exemple concret, un samedi après-midi, soleil, terrasse et café, quelques amis se réunissent, la scène pourrait se passer dans n'importe quelle ville romande. La discussion va bon train entre les camarades et l'on parle de tout, mais bien sûr un sujet l'emporte sur les autres et il s'agit du sexe opposé, aucun détail n'est épargné et le dialogue pourrait paraître cru aux non-initiés, mais au fond la scène n'est pas atypique dans les groupes de jeunes gens. Hommes et femmes s'y adonnent sans restrictions.

Même scène, cette fois le soir, dans un bar ou à la maison autour d'un verre un peu plus alcoolisé, cette fois les tabous sont définitivement levés, les langues déliées, on s'emporte, on rigole, on se surprend même parfois par nos débats.

Du côté germanique

D'un autre côté la même scène à Zürich, les mots sont pesés, on est plus timide, on a recours aux allusions, aux sous-entendus, il y a des non-dits. Les pensées se croisent, mais les mots se font rares. Serait-ce là une différence culturelle de plus? Cette réserve bien connue dans notre pays serait-elle plus flagrante du côté alémanique ?

Je me rappelle d'un exemple qui m'avait profondément marqué, il s'agissait du blog d'une Romande installée à Zürich. Notant différences et originalités locales, elle s'insurgeait de la timidité des hommes zurichois et était allée jusqu'à regretter les sauvages sifflement dont elle était victime en terres latines. Ceci reflète bien que timidité et réserve, il y a et que je ne suis point le premier à l'avoir remarqué.

Ces Romands volubiles

Finalement pour répondre à la toute première question: «Les Romands sont-ils plus loquaces et ouverts pour les questions liées aux sexe?». Je dirais qu'ayant un pied dans les deux régions linguistiques et culturelles, je ne peux m'empêcher de penser que de telles discussions ouvertes se font rares du côté alémanique et suis convaincu dès lors qu'une fois de plus les particularités des uns et des autres se font ressentir. Bien sûr je le reconnais volontiers, mon avis est biaisé de par mon sexe et mon origine.

Pour tous les courageux alémaniques qui ont lu cet article et sont convaincus du contraire, n'hésitez pas à réagir, j'attends vos avis. ■

EISBAHN AUF DEM HÖNGGG

24.02.14 - 08.03.14

ETH Campus Hönggerberg

Eintritt frei für alle

Schlittschuhmiete 2.-

Barbetrieb und Verpflegungsstände

Mo-Fr 14:00 bis 22:00

Sa 10:00 bis 18:00

 **VSETH**
VERBAND DER STUDIERENDEN AN DER ETH





Kon-Tiki: Überlebenskampf auf hoher See

BILD: RECORDED PICTURE COMPANY

FILM

Kon-Tiki

Sechs Männer, ein Floss, ein Abenteuer.

VON **Stephanie Braunwalder**

Programm

About Time

18. FEBRUAR, 19.15 @SOSETH

99 Francs

25. FEBRUAR, 18.00 @FILMSTELLE

Elysium

25. FEBRUAR, 19.15 @SOSETH

Kon-Tiki

26. FEBRUAR, 19.10 @MITTWOCHSFILM

Lost Highway

4. MÄRZ, 20.00 @FILMSTELLE

Filmabend zum Thema Nachhaltigkeit

4. MÄRZ, 19.15 @SOSETH

Mr. Morgans Last Love

5. MÄRZ, 19.15 @MITTWOCHSFILM

Lady Vengeance

11. MÄRZ, 20.00 @FILMSTELLE

Mama

11. MÄRZ, 19.15 @SOSETH

Fack Ju Göthe

12. MÄRZ, 19.15 @MITTWOCHSFILM

You, the Living

18. MÄRZ, 20.00 @FILMSTELLE

Thor Heyerdahl ist Norwegens erster Oscar-Gewinner. 1951 gewann er mit seiner Dokumentation «Kon-Tiki» das Goldmännchen. Das ist seither nur einem weiteren Norweger (Torill Kove, The Danish Poet) gelungen. Heyerdahls Geschichte faszinierte die Welt, und so war es nur eine Frage der Zeit, bis man sich des Themas annehmen und daraus einen fiktiven Spielfilm zaubern würde. Doch einfach war die Prozedur keinesfalls. 1996 wurde der Kon-Tiki-Film angedacht. Erst 16 Jahre später schaffte es die von Joachim Rønning und Espen Sandberg inszenierte Seereise ins Kino.

Zur Entstehungsgeschichte

Für die damaligen Produzenten und potenziellen Drehbuchautoren, die an einer Version für «Kon-Tiki» schliffen, muss Heyerdahl, der sich sein Veto recht zunutze machte, die Hölle gewesen sein. Zu seinen Lebzeiten gab es keinen Grund, dem norwegischen Star zu widersprechen; Heyerdahl hatte die Geschichte erlebt, niedergeschrieben und für sein Werk einen Oscar gewonnen. Mit der perfekten Geschichte im Kopf und im Glauben, alles über das Filmemachen zu wissen, schwamm er beim zweiten Anlauf aber zu oft gegen den Strom und sein Werk wurde aufgegeben. Erst lange nach seinem Tod wurde die Idee einer Spielfilmversion neu aufgelegt. Ob das Endresultat dem kritischen Helden gefallen hätte, darf zwar bezweifelt werden, doch schlecht ist sie keinesfalls.

Zur Story

Im ersten Drittel des Filmes lebt «Kon-Tiki» von

Thor Heyerdahls Überzeugungskraft. Er schafft es, dass ihn fünf Männer auf eine Reise begleiten, die unverantwortlich und lebensgefährlich ist: Auf einem selbst gebauten Floss will Heyerdahl den Pazifischen Ozean überqueren.

Das sehr präzise Schauspiel von Pål Sverre Hagen vereinfacht es den Zuschauern, dieses doch etwas unglaubliche Szenario nachzuvollziehen. Auf See zeigt sich der Abenteuerfilm von seiner herrlichsten Seite, er hat aber ein paar Schwierigkeiten, die lange Reise mit durchgehend interessanten Dialogen zu überbrücken. Stellenweise ist die eine oder andere schwache Passage auszumachen, doch den Unterhaltungswert schmälert dies nur minimal.

Fazit: «Kon-Tiki» ist ein über weite Strecken gelungenes und packendes Abenteuer, das die sechsköpfige Mannschaft in den Vordergrund stellt und sich mit Heyerdahls Entscheidungen, Prioritäten und Konsequenzen beschäftigt.

[i] Kon-Tiki, Mittwochsfilmm, HIT E51, Filmstart 19.15 Uhr, Barbetrieb ab 18.45 Uhr





It Happened One Night: eine typische Screwball-Komödie der 1930er-Jahre

KULTUR

Komödien der anderen Art

VON Shilpi Singh

Dass die Filmographie eine Kunstform ist, die auf eine langwierige Entwicklung zurückblickt, weiss wohl jeder. Genau diese Geschichte würdigt das Zürcher Filmpodium mit seiner Dauer-

reihe «das erste Jahrhundert des Films». Innerhalb von zehn Jahren zeigt das Filmpodium mehr als 500 Filme, die die Filmgeschichte geprägt haben. Dieses Jahr stehen Filme aus den 4er-Jahren im Mittelpunkt: 1914, 1924, 1934 & Co.

«Screwball Comedy» nennt sich das Genre, welches im Jahr 1934 seinen Anfang fand. Komödien waren bis dahin unlogisch, teils auch gefährlich, unmöglich – und zum Schreien komisch. Dies haben Stan Laurel und Oliver Hardy – hierzulande «Dick & Doof» – unschlagbar in unzähligen Komödien gezeigt. Mit den Screwball Comedys entwickelte sich während der amerikanischen Depression ein Untergenre der bis anhin bekannten Komödien. Plötzlich war der Humor respektlos und ironisch, das Tempo schneller und die Filme fixiert auf Dialoge. Die Handlung war nicht mehr das Zentrum einer Komödie. Die gut betuchten

Charaktere wurden bizarrer (engl. screwed). Gegensätze wie Mann vs. Frau, arm vs. reich und intelligent vs. dumm standen im Mittelpunkt. Etwa so: Eine selbstbewusste, aber komplizierte Frau trifft auf einen total realitätsfernen, von seiner Idee überzeugten Mann – daraus entstand eine Beziehungskomödie, mit der sich die damalige Gesellschaft identifizieren konnte.

Für Filminteressierte ist diese Filmreihe ein Muss. Vom 17. Februar bis 26. März werden fünf Filme gezeigt – mit Filmgrössen wie Clark Gable oder Marlene Dietrich in den Hauptrollen. Das Filmpodium befindet sich in der Innenstadt und die Preise bewegen sich im Rahmen eines normalen Kinobesuchs. ■

[@] www.filmpodium.ch

MUSIK

Piano Nights

VON Philipp Gautschi



Gelebte Entschleunigung

**BOHREN &
DER CLUB OF GORE**

PIANO NIGHTS

Ein aktuell häufig postulierter Lösungsansatz für das Problem der zunehmenden Überforderung dieser dauermobilen, kommunikationsübersättigten, dem Leistungsmotiv verfallenen Gesellschaft und der daraus resultierenden, erschreckenden Zunahme psychischer Erkrankungen lautet: entschleunigen. Wie tut man das? Experten raten: Smartphone ausschalten, Erreichbarkeit reduzieren, zeitliche Freiräume schaffen, bewusst wahrnehmen, Langeweile suchen und geniessen.

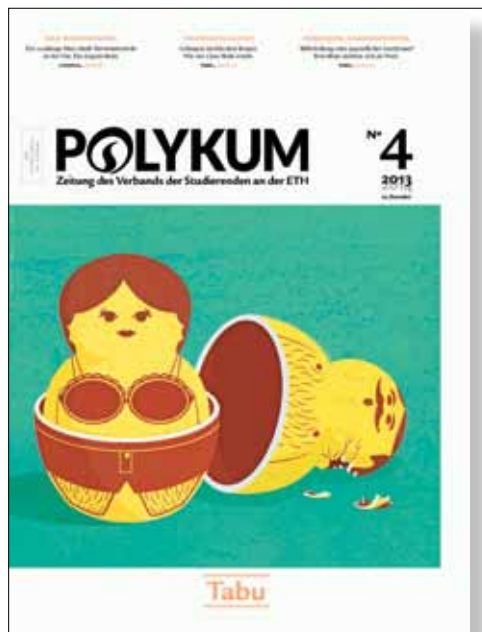
Ich rate: «Bohren & der Club of Gore» hören. Es animiert mich dazu, in der 120er-Zone mit 80 zu schleichen; Zugverbindungen mit gutem Gefühl zu verpassen, Mails ungelesen vergammeln zu lassen, dem alten Nokia 3210 wieder Leben einzuhauchen, einen Discman mit mir rumzutragen und zu vielem mehr...

Die aus Müllheim an der Ruhr stammende vierköpfige Band, welche anno 1988 gegründet wurde und sich vorerst dem Hardcore widmete, spielt seit 1992 den wohl langsamsten Jazz überhaupt. Von einer Mischung aus Drone, Ambient und Jazz wird gesprochen, Begriffe wie «Doom-Jazz» oder «Noir-Jazz» prägte die Band wie keine andere. Dies bedeutet: brachiale Langsamkeit, perfektionierte Vermeidung von Hektik, düstere, sanfte, unaufgeregte Saxophon-, Vibraphon- und Pianoklänge zu ganz dezentem Besenschlagzeug und Kontrabassgeräuschen. Fünf Jahre liess sich die Band Zeit, um an ihrem mittlerweile siebten Album zu arbeiten. Herausgekommen ist das bisher zugänglichste Werk der Deutschen. Einzelne Dur-Töne sind zu erkennen, eine klangliche Verwandtschaft mit Angelo Badalamenti ist nicht zu leugnen. Besonderen Reiz hat jedoch das Spiel mit der Zeit beziehungsweise die klangliche Verleugnung ebenjener oder eben die zelebrierte Achronie. Musik, die das Thema Entschleunigung perfekt umsetzt und dem Zuhörer verlorene Zeit zurückzugeben vermag.

Entsprechend die Empfehlung für gestresste Seelen: Geht 2014 langsam an, hört Bohren & der Club of Gore. ■

[@] www.bohrenundderclubofgore.de

Leserbrief zum Artikel «Der Hochbegabte»



Herzlichen Dank für Ihren Bericht über Maximilian im Polykum. Und insbesondere für Ihr Interesse an unserem Sohn.

Mit Interesse haben wir naturgemäss Ihre Darstellung der Haltung der ETH gelesen. Maximilian sagte dazu in einem Interview mit dem SRF am Tage der Ablehnung (gesendet in «Schweiz aktuell»): «Die ETH hat ihre Regeln. Da kann ich jetzt nichts machen.» Auch wenn er vielleicht keine grossen Hoffnungen auf eine Ausnahme-Regelung der ETH hatte, so war er nach dem Gespräch mit der ETH schon enttäuscht,

wie es jedes andere Kind auch gewesen wäre. In einem Interview mit der «Zentralschweiz am Sonntag» (vom 10. November) formulierte er seine Enttäuschung über die Ablehnung, wenn auch zurückhaltend: «Naja, es war so, als stünden wir mit dem Ticket am Bahnhof und würden nicht abgeholt.»

Wir dürfen uns als Eltern von Maximilian die vielleicht subjektive Sicht erlauben, das unverhoffte Angebot des Instituts für Mathematik der Universität Zürich als wegweisend einzustufen. Kinder sind häufig leistungswilliger und leistungsfähiger als viele Erwachsene. Die Frage lautet vielmehr: Was wird Ihnen von den Erwachsenen zugetraut? Auch Kinder wollen ernst genommen werden.

Natürlich wissen wir Eltern, dass ein Studium von Kindern an Universitäten der Schweiz nicht möglich ist. Es sei vielleicht daran erinnert, dass im 19. Jahrhundert ein Studium der Frauen nicht ermöglicht wurde und in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts auch nicht ein Studium der Schwarzen im Süden der USA. Es sei auch daran erinnert, dass diese Diskriminierungen auf die Zustimmung der grossen Mehrheit stiessen.

Sie verstehen jetzt, was wir unter «wegweisend» verstehen. Ein jugendlicher Pianist oder eine jugendliche Kunstturnerin muss täglich viele Stunden trainieren, ohne auf das Unverständnis zu stossen, mit dem Maximilian konfrontiert ist. Maximilian braucht im Übrigen, im Gegensatz zu den genannten Fällen, keinen mehrstündigen täglichen Aufwand, wie Ihr Artikel leider suggerieren könnte.

Womit wir zum Kommentar des Fotografen, Herrn Hanes Hübner, kommen. In unseren Augen ist es fahrlässig, die Grundsätze der Gleichberechtigung und des kindlichen Anspruchs auf Förderung gegeneinander auszuspielen. Mit dieser dem Kind gegenüber wenig verständnisvollen Haltung wird Wasser auf die Mühlen der soeben angesprochenen Vorurteile geschüttet, und die Mühlen dieser Vorurteile drehen sich überall. Wir wissen, wovon wir reden, denn es gab viele Hundert aggressive, teils hasserfüllte Reaktionen auf die Berichterstattung über Maximilian, wobei die Titulierung von uns als «Rabeneltern» noch zu den zurückhaltenden gerechnet werden müsste.

Herr Hübner reiht sich in die Schar der Voreingenommenen ein: Er kennt Maximilian nicht, schreibt jedoch (Zitat): «Wie soll er leben, wenn er nicht mit Menschen kommunizieren kann...? Dann wird er zum emotionalen Pflegefall.» Wir freuen uns, in dieser Frage Entwarnung geben zu können. Vielleicht hierzu nochmals den Originalton Maximilians in der «Zentralschweiz am Sonntag»: «Es ist nicht so, dass ich drei Stunden oder mehr am Tag Mathematik mache. Mir bleibt immer noch genügend Zeit, ein Zehnjähriger zu sein. Da spiele ich zum Beispiel Fangis oder Versteckis.»

Maximilian hat mit Freude, Zuversicht und Talent an sich und der Mathematik gearbeitet, Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Und sein Vater und ein Maximilian zuvor unbekannter renommierter, italienischer Mathematik-Professor unterstützen ihn nach Kräften. Diese Arbeit ist nicht das Ergebnis einer elitären Haltung, sondern das Ergebnis echten Interesses, und zwar an einer der grössten Leistungen der Kulturgeschichte, der mühevollen Hinführung des Menschen zur Abstraktion.

Herr Hübner wählt als Beispiel in seinem Kommentar zu Beginn ein Kind, das «wunderbar Topflappen häkeln kann». Zitat: «Aber danach fragt keiner.» Vielleicht wollte Herr Hübner mit diesem Beispiel die Sache ins Lächerliche ziehen. Wenn nicht, dann lautet die korrekte Frage: Warum wird das Talent dieses Kindes nicht gefördert? Was machen die Eltern, die Handarbeitslehrerin, die Schule, die Gemeinde zur Förderung dieses Kindes? Der Mentor von Maximilian, Prof. Dr. Camillo de Lellis, erhält keinen Rappen für sein Engagement, ein Engagement, dessen Aufwand der Ausserstehende kaum ermessen kann. Auch Herr Hübner kann es nicht ermessen.

Der Rektor des Gymnasiums von Maximilian hat im Dienstags-Club des SRF erklärt, seine Schule könne im Fall von Maximilian nichts mehr für seine Förderung in Mathematik tun. Es liegt auf der Hand, dass eine angemessene Förderung von Maximilian in die Hände eines Mathematikers gehört.

Der Schlussfolgerung von Herrn Hübner, dieses Beispiel zeige, dass auch Maximilian aus Gründen der Gleichberechtigung keine angemessene Förderung zuteil werden solle, fehlt die Logik: Jedes kindliche Talent hat Anspruch auf die ihm angemessene Förderung. Und dann haben auch noch alle Kinder ohne vielleicht ungewöhnliche Begabungen dieses Anrecht. Selbst pakistanische Mädchen haben ein Recht auf Schulbesuch. Dieses Recht verstehen wir unter «Gleiches Recht für alle», dem Titel des Kommentars von Herrn Hübner.

Schöne Grüsse und vielen Dank,

Monika Janisch, Thomas Drisch (die Eltern)

DEIN SENF

Das Polykum-Team freut sich über Anregungen, Kritik und Lob.

Kürzere Leserbriefe haben eine grössere Chance, veröffentlicht zu werden. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Mail: redaktion@polykum.ethz.ch

Tierspalier

VON Barbara Lussi

Und du starrst das Erdmännchen an und das Erdmännchen starrt zurück. Und du stehst da, vor dem Gehege, das einen Meter unter dir vor sich hin trocknet, und das Erdmännchen steht da, in dem Gehege, das da links und rechts vor sich hin trocknet, zweimal vier Zehen in den Sand gekrallt. Zweimal fünf Finger krallen sich am Geländer fest, und du glaubst, dass du flott aussiehst, wie du da deine 1.86 stemmst, aber du weisst, dass das Erdmännchen seine 28 Zentimeter flotter positioniert, ohne sie zu stemmen. Du wirst es drauf schieben, dass verwaschene Streifen besser aussehen als akkurate Karos, schlanke Schwänzchen besser als platte Hintern und Halbmondöhrchen besser als Halbglätzen.

Es ist Samstag und Kuchenwetter, und du stehst hier, wie du es jeden März und September tust. Nicht, weil du so viel auf Routine gibst. Einmal jedes halbe Jahr gehst du in den Zoo, um dir ein bisschen Natur um Ohren und Nase streichen zu lassen, wenn dir der Stereosound und die Air Wick-Klos zu viel werden. Du weisst nicht, ob das gut oder schlecht ist, dass es dich nur jedes halbe Jahr packt. Manchmal glaubst du, dass du Glück hast, die Zivilisation so gut wegzustecken, und dann dämmert dir wieder, dass du die Zivilisation ZU gut verdaust. Umso fleissiger starrst du Tiere an, wenn du hier bist, durch Scheiben, Gitter und einen Meter unter dir. Nicht einmal bei den Elefanten hältst du die Nase zu. Du magst den Duft von Runzelhaut, von Badewasser und verdaulichem Krüsch. Von Eis und Salz und Steppengras.

Und wie ihr da starrt, du und das Erdmännchen, starrt plötzlich ein zweites mit, und dann ein drittes und ein viertes, rausgekrochen links und rechts und aufgestellt in Reih und Glied, ein schlanker Körper neben dem anderen, Schnauze hoch und Schwänzchen hoch, jede Zehe im den Sand gekrallt. Schade, denkst du, dass du nur zehn Finger zum krallen hast, und dann stellen sich ein fünftes und sechstes Erdmännchen dazu, und du hast grad so viel Würde, dass du nicht winkst, aber würdest du winken, du wärst überzeugt, dass die Erdmännchen zurückwinken würde, jedes einzelne von allen.

Du gehst, bevor eines von ihnen geht, und ermahnt dich, dass du keiner von DEN Zoobesuchern bist: keiner von denen, die denken, dass sie eine Verbindung sondergleichen zu Tieren haben. Und als du dich wendest von sechs Erdmännchen, fragst du dich, ob's denn Tiere gibt, die das denken: dass sie zu Zoobesuchern eine Verbindung sondergleichen haben. ■

Reinige sich, wer kann!

TEXT: Minou Lahiba Sacrale ILLUSTRATIONEN: Tobias Tschopp

Das ist der Monat des grossen Putzes, spiritueller wie physischer Art. Wer jetzt noch allein ist, kann sich auf die nahe Zukunft freuen. Man sagt ja: Ist der Februar trocken und kalt, kommt im März die (Liebes-)Hitze bald. Und für alle anderen gilt: Ein nasser Februar bringt ein fruchtbar Jahr. Na dann!



Ingenieurwissenschaften

Die Fürchterlichkeit und Schrecklichkeit vergangener Prüfungen lasten noch auf dir. Bisweilen überkommt dich ungeahnte Misere. Doch bald wendet es sich zum Guten: Alle Hoffnungen sind erlaubt. Verschwende keinen Gedanken an vergangene Liebe, eine neue kommt bestimmt! Ende Monat hast du einen oder mehrere Durchhänger. Du weisst ja: Demonstrieren geht manchmal über studieren.



Systemorientierte Naturwissenschaften

Diesen Monat wirst du sicherlich eine schwerwiegende Entscheidung zu treffen haben. Eine, die dein Privat- und dein nicht-so-privat-Leben betrifft. Nimm sie nicht zu leicht! Eine Hand wäscht die andere und alle waschen Geld und kochen mit Wasser. Aber Achtung: Auch gerade Wege können auf krumme Bahnen führen. Amourös und glamourös kann es hingegen an den Wochenenden werden. Die Chancen stehen gut.



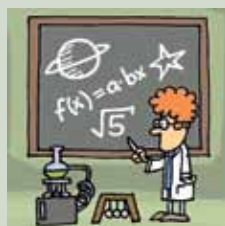
Architektur und Bauwissenschaften

Das neue Jahr ist noch nicht alt – aber du siehst schon reichlich alt aus. Das ist genau der richtige Zeitpunkt, um über die Studienfachwahl nachzudenken und gegebenenfalls notwendige Massnahmen zu ergreifen. Unterstützung findest du in deinem Freundeskreis. An kalten Tagen sind Wasch- und Jammerlappen zu meiden. Duschen aber ist hie und da dennoch angesagt; Isolation ist definitiv die falsche Strategie.



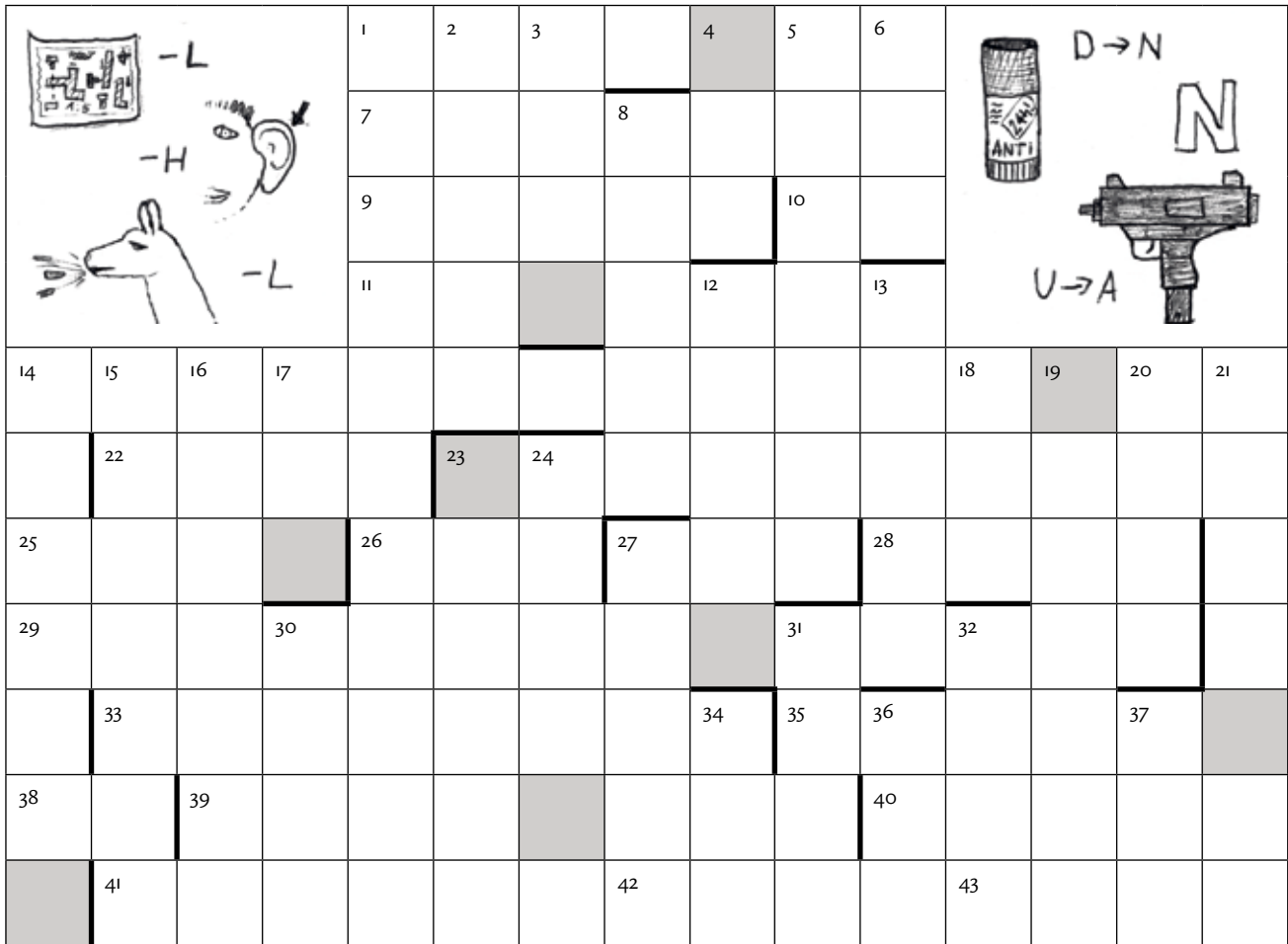
Management und Sozialwissenschaften

Deine Umwelt müllt dich dieser Tage ziemlich zu. Es gibt eben nicht immer eine Abnahmegarantie, Reinigung hin oder her. Zwischendurch solltest du auch mal die rosarote Brille abnehmen. Es wird Tatsachen geben diesen Monat. Wenn die Sicherung mit allem und deiner Kohle durchgebrannt ist, tja, dann ist einiges schief gelaufen. Da hilft ins Gemüsebeet kucken. Oder ins Glas.

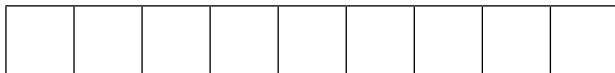


Naturwissenschaften und Mathematik

Am Tag arbeiten, in der Nacht schlafen. Das Rezept zum Erfolg kann manchmal simpel sein. Vielleicht brauchst du noch Zeit, um alte Kapitel abzuschliessen. Denk dran: Das Prinzip der Negativität ist ihre Antithese zum Positiven. Dies gilt auch in schwierigen Zeiten. Familiäres wird dir im Februar einiges abverlangen. Sehr wahrscheinlich winkt aber ein Geldsegen (Zurückwinken nicht vergessen). Halte dich fit!



Es gilt: Y=J=I, Ä=AE, Ø=Ö=OE, Ü=UE, É=È=Ê=E, Á=À=A, Ú=Ù=U, Î=Ï=I, Å=Ö=O



KRUXEREI

Ein neuer Fall von den drei Sonderzeichen

VON &, ∞ und # (RÄTSEL, BILDER UND TEXT)

Waagrecht

- 1 Nach Herrschaft tut der streben nicht im Tod und nicht am leben.
- 7 Für den Vollzug dieser Strafe reichen eine Stange und ein paar Speichen.
- 9 Zum Panzer per Schweissbrenner; das weiss der Kultserienkenner.
- 10 Der störrische Esel treibt's zu weit, ich hielt's für positiven B'scheid.
- 11 Geht's dir auf Wecker oder Geist, du's mit diesem Wort beschreibst.
- 14 Gemeinsam's Bekenntnis sie dort schufen, Kaiser K. hat's einberufen.
- 22 Bergpapagei der Südalpen, lass hier noch den Plural walten.
- 23 Auf diese wird geschrieben, was die Einkaufstaschen kriegen.
- 25 Das Achteck, weiss und rot, steht weltweit rum als Bremsgebot.
- 26 Eins davon reicht nicht, oho; willst die Welt in Stereo.
- 27 St. Peters Stolz, damit ihr's wisst, drei Fünftel dieser Fläche misst.
- 28 Ein and'res Kaliber als eine Dresine: Roddenberrys Mensch-Maschine.

- 29 14-5-3 zum Osmanischen Reich; wie hiess die Weltstadt früher noch gleich?
- 33 siehe Bild links
- 35 Der Typ wollte hoch hinaus, zu hoch! Für Daedi war's ein Graus.
- 38 Was kanns wohl sein, wenn ich dich hier mein?
- 39 Das Schinken- und Sherry-Land hält er vor Rajoy in der Hand.
- 40 Mit -por am Schluss, du kannst mir trauen, lassen sich draus Modelle bauen.
- 41 Ist der Cup mit Tea gefüllt, nehme ihn, bevor er kühlt.
- 42 Den brauchst, damit die Spalte sich tunlichst an das Raster halte!
- 43 Befindest du dich dauernd dort, bist statt im Club im Zwangsexport.

Senkrecht

- 1 Ist dein Ziel die Welt zu sprengen, sammle es in grossen Mengen.
- 2 Wenn es läutet in der Tasche, nimm es ab, aber rasch.
- 3 Mit Federn eine Strafe, sonst Unterlage jeder Strasse.
- 4 Diese super-ultrazoom Maschine ist rückwärts Wein der Biene.
- 5 Willst du Rache, ruf die drei, schon kommen die Furien herbei.
- 6 Noch oxy, dieser Strang, wir suchen hier den englisch Klang.
- 8 Mitten im Dorf, soweit ich es kenn, fährt ein Bähnli auf die Parsenn.
- 12 Lieber Brite, ich seh nur den Exit, von dem aber keine Spur!
- 13 Als solches brauchen kann man viel, Hauptsach phallisch und stabil.

- 14 Vorfall folgt auf Vorfall, oder einfach Wasserfall.
- 15 Die Spezies der WM-Orakel; fällt der Groschen beim Wort <Tentakel>?
- 16 siehe Bild rechts
- 17 Bezeichne so, wenn du Kanal nur wechseln tust ein einzig Mal.
- 18 James Bond Gegenspieler-Gegenspieler: das Akronym der Info-Dealer.
- 19 Vier Lager wie zum Beispiel Kleinbonum, umstellen dieses Helden Wohnung.
- 20 Anonym wird Co-Autor, zieht Zitierer Kurzform vor.
- 21 Ein solches ist zum Beispiel Rauch, also Luft gemischt mit Schmauch.
- 23 Ging's nicht weiter mit regieren, liess er sich mumifizieren.
- 24 Trachten gibt's in jedem Tal, die hier nenn ich klerikal.
- 27 Yogatante: «Luft sollt ihr holen, spüret eure Alveolen!»
- 30 Ihr Disco-Song «Ich hab die Kraft!» hat viele Hitparades geschafft.
- 31 Columbum von den Amis genannt, ist hierzulande so bekannt.
- 32 Der Mafiaboss ist's, würd man meinen, auch zur Taufe gibt es einen.
- 34 Dieser bunte Papagei hat 'ne Kläranlage bei!
- 36 Das Gymi, ganz kurz, das ist doch kein Murks.
- 37 Spanien hat hier nichts zu melden. Wo sonst frönt man Stier-Gemälden?

Setze das **LÖSUNGSWORT** aus den braunen Feldern zusammen. Die schnellste Einsendung an cruxereien@polykum.ethz.ch wird mit einem **50-FRANKEN-GUTSCHEIN** der Polybuchhandlung belohnt. Unter allen weiteren Einsendungen bis zum 14.03.2014 wird ein zweiter Gutschein verlost.



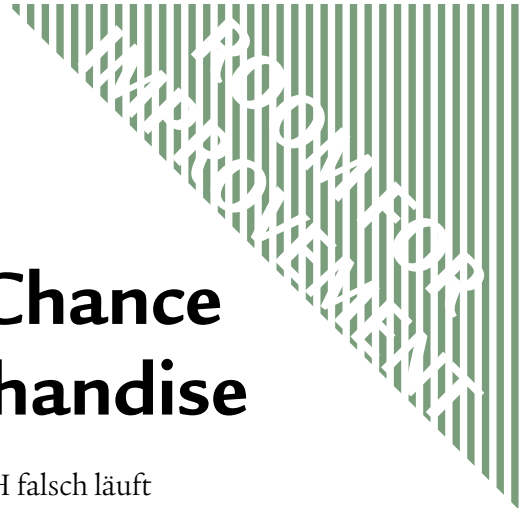
FOTO: KEN ZUMSTEIN

Einen Besuch wert?

KOLUMNE

Die verpasste Chance des ETH-Merchandise

Was mit dem Merchandise-Store der ETH falsch läuft und warum ETH-Angehörige einen besseren Shop verdient haben.



Aus der Betriebswirtschaft weiss man – mehr oder weniger exakt –, dass sich überdurchschnittlich erfolgreiche Unternehmen durch ihre Betriebskultur und bessere Mitarbeiter von ihrer Konkurrenz unterscheiden. Das Thema nimmt man auch an der ETH ernst. Kurzerhand hat man die zugigen und von Lärmemissionen belasteten Lernplätze im ML auf der Hälfte ihres ursprünglichen Platzes neu arrangiert. Im freigewordenen Raum wurde der neue Merchandise-Store in einer schönen Glasbox untergebracht. Bei Gelegenheit auch die Lernplätze mit einer Verglasung aufzuwerten, hat man abgelehnt. Nicht die einzige verpasste Chance!

Corporate Values «Langeweile» und «Mutlosigkeit»

Dass die ETH sich wünscht, dass ihre Studierenden und Mitarbeitenden stolz darauf sind, an der ETH zu sein, und dies nach aussen zeigen, indem sie einen entsprechenden Pullover tragen, ist ein schöner Gedanke. In einem erfolgreichen Betrieb identifizieren sich die Angehörigen mit ihrer Wirkstätte.

Doch wenn man sich das Angebot anschaut, fragt man sich, wie es bloss dazu gekommen ist, dass die ETH durch so langweilige Produkte repräsentiert wird. Hat man die Pullover vorab 100 Studierenden gezeigt, die mehrheitlich angaben, dass sie sich diesen kaufen würden? Wenn ich mir auf der Website dann die Kategorie «Geschenke» anschau, kommt es mir vor, als ob ich im Shop der schweizerischen Steuerbehörden gelandet wäre. «Alles Gute zum Geburtstag. Ich habe dir einen Kugelschreiber gekauft!» Kugelschreiber gehören doch in den SAB, auch solche mit ETH-Logo.

Die Arbeit der ETHler bringt andere Leute zum Staunen, auch mal zum Kopfschütteln, ist innovativ und intellektuell. Solche Emotionen sollen auch die Artikel auslösen, welche die ETH repräsentieren. Das sagen nicht nur Marketingbücher, das ist man auch den ETH-Angehörigen schuldig. Die Reaktion auf ein Geschenk der ETH soll nicht «danke» sein, sondern «wow».

Besser ist unkonventionell

Und wo sind die Produkte, die ich als Student haben will? Oder fasst man die kleine Gruppe der ETH-Angehörigen

namens Studierende nicht als Zielkunden auf? Wo ist das Geschenk, das ich meiner kleinen Nichte schenken kann, sodass sie die ETH nie mehr vergisst und Ingenieurin werden will, wenn sie mal gross ist? Bei welchem Geschenk sagen meine Freunde «cool», während meine Eltern fragen: «Aber wie geht das?» Ideen für solche Geschenke gibt es Tausende im Internet: ein Kit für elektrisch leitende Kinderknete, zusammen mit Kabeln und Glühbirnen, die GoldieBlox («the Engineering Toy for Girls»), ein Duschvorhang mit aufgedrucktem Periodensystem, eine Tasse, welche die Farbe wechselt, oder ein interaktives T-Shirt. Ob Kinder – insbesondere Mädchen – oder Studierende die wichtigere Zielgruppe sind, bleibe dahingestellt. Beide haben ein immenses Potenzial, und wer sie emotional erreicht, wird davon profitieren.

Auch Tassen und T-Shirts können toll sein, aber bitte mit etwas Witz oder Coolness, und nicht so, dass sie den Namen «ETH» wie ein Werbeplakat tragen. Schliesslich will ich keinen Pullover tragen, mit dem ich Gefahr laufe, ausgelacht zu werden.

Keine top-down-Kultur

Kein Wunder, findet man mit einer Websuche nach «ETH Pullover» zwei inoffizielle Pullis. Beide kann man nicht als gestalterische Perlen bezeichnen, doch mit der offiziellen Variante können sie es längst aufnehmen.

Die inoffiziellen Pullover zeigen etwas Wichtiges: Kultur lebt von den Mitgliedern einer Organisation und nicht von ihrer Marketingabteilung. Diese Studierenden verkörpern die ETH-Kultur weit mehr als die offiziellen Produkte. Sie zeigen die Kreativität und den Unternehmergeist der Studierenden. Kultur ist nicht etwas, was top-down gemanagt wird. Warum veranstaltet man also nicht einen Wettbewerb für einen Pullover, der von Studierenden gestaltet und anschliessend in limitierter Auflage vertrieben wird? Ich bin sicher, die Verkaufszahlen würden für sich sprechen und die ETH-Werte wären authentisch vertreten. ■

ZUR PERSON



Basil Weibel

Die ETH will exzellent sein und ist daher auf Kritik und ständigen Diskurs angewiesen. Um Diskussionen in Gang zu setzen, vertritt Polykum-Redaktor Basil Weibel an dieser Stelle seine persönliche Meinung. Seine Kolumne soll als Diskussions-Plattform dienen. Nicht weil die ETH oder der VSETH schlecht sind. Sondern weil sie gut sind.

Du möchtest auf seine Kolumne antworten? Schreib an: redaktion@polykum.ethz.ch

Grüss Gott, küss die Hand!

Zu Hause ist's doch am schönsten. Besonders, wenn es sich dabei um Wien handelt.
Warum sich ein Besuch in Wien auch für Nicht-Einheimische lohnt.

VON Julian Kornprobst

«Wien, nur Wien, du nur allein...», sang einst Falco, einer der berühmtesten Söhne meiner Heimatstadt. Und weil die österreichische Hauptstadt aus Schweizer Perspektive im nicht so fernen Nachbarland, aber dennoch 800 Kilometer östlich liegt, möchte ich denjenigen ein paar Tipps geben, die sich diese leiwande Stadt näher anschauen wollen.

Basics

Aus der Schweiz gibt es mehrere Möglichkeiten, um nach Wien zu kommen. Mit dem «railjet» der ÖBB ist man ab Zürich für rund 80 Franken in rund acht Stunden in Wien. Für knapp 140 Franken gibt es bereits ein Retour-Flugticket. Für die Öffis der Wiener Linien gibt's dann beispielsweise ein Wochenticket für 15 Euro. Von U-Bahn

über Trams, Busse und S-Bahn ist alles dabei, darüber hinaus verkehren jede Nacht Busse durch die ganze Stadt, am Wochenende auch die U-Bahn.

Streifzug

Über Jahrhunderte die Residenzstadt der Habsburger, ist die Zeit in Wien ein bisschen stehen geblieben – und das ist gut so. In der Stadt ist der Glanz vergangener Tage nicht verblichen. Im Gegenteil: Die prächtigen Monumentalbauten und Palais lassen auch mich jeden Stadtspaziergang geniessen. Die must-see Sehenswürdigkeiten findet ihr in jedem Reiseführer. Der beste Startpunkt ist sicherlich der Stephansdom. Aus meiner Sicht sollten auf jeden Fall dabei sein: das Museumsquartier mit seinem wunderschönen Innenhof, das Schloss Belvedere, in dem viele Werke von Gustav Klimt zu bestaunen sind, und die Peterskirche. Überhaupt ist Wien ein Mekka für Kulturinteressierte: Das Burgtheater – die grösste deutschsprachige Bühne – bietet Schauspiel auf Weltniveau und Tickets zu Studentenpreisen (teils unter zehn Euro). Dasselbe gilt für die Staatsoper. Ausserdem tragen zahlreiche Konzerte zum Ruf der «Hauptstadt der Musik» bei.

Wer kann, sollte sich unbedingt Zeit nehmen, auch die morbide Seite Wiens kennenzulernen. Der Spruch «Der Tod, das muss ein Wiener sein» unterstreicht eine gewisse Faszination für dieses Thema. Am besten geeignet sind hierfür ein Besuch des Grabes von W.A. Mozart am St. Marxer Friedhof oder der «Friedhof der Namenlosen», wo nicht-identifizierte Leichen aus der Donau liegen.

Kulinarik

Der Wiener isst gerne. Viel. Und deftig. Gulasch, Palatschinken, Zwiebelrostbraten... you name it. Auf jeden Fall

ÜBERSETZUNG UND ZUSÄTZLICHES VOKABULAR

Öffis: öffentliche Verkehrsmittel

Palatschinken: Pfannkuchen (auf keinen Fall so nennen!)

Frankfurter: Wienerli

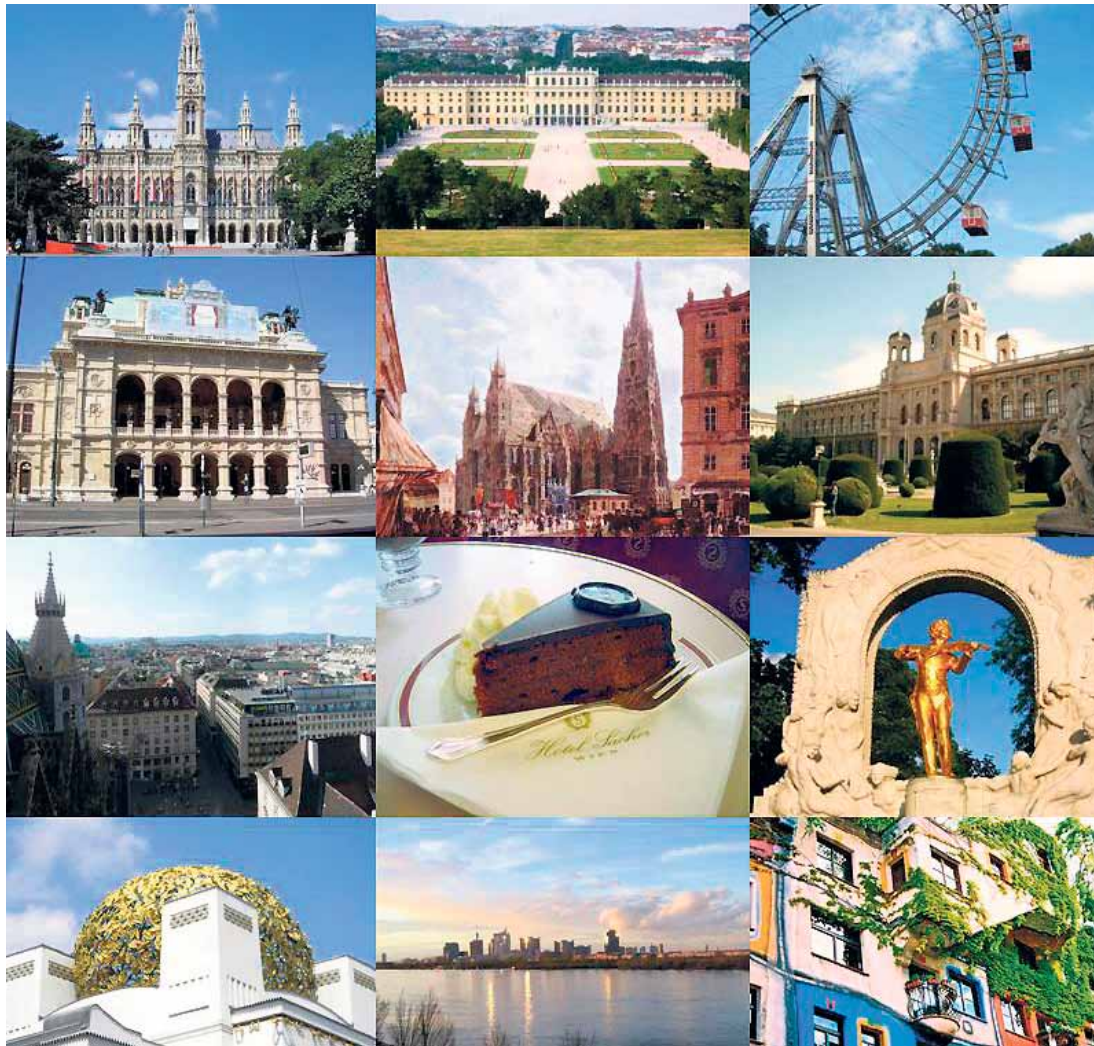
Eitrige: Käsekrainerb (und das sind: Würste mit Käsefüllung)

auf deppat: vorgeschnitten

16er-Blech: Ottakringer Bier (aus dem 16. Wiener Bezirk)

Heuriger: eine Art Gasthaus, in dem Wein aus dem heurigen Jahr ausgeschrieben wird

Ebenso wichtig: «Grüss Gott» und «Servas» sowie «Tschick» (Zigarette), «Seidl» und «Krügerl» (kleines und grosses Bier) und «leiwand» (super, toll)



sollte man einen Würstelstand besuchen und lernen, was «a Eitrige auf deppat mit an 16er-Blech» bedeutet. Bei einem Heurigen in den Weinbergen am Stadtrand kann man sich ein paar weisse Spritzer genehmigen, und Bier darf sowieso nirgends fehlen. Daneben ist Wien auf seine Kaffeehauskultur sehr stolz. Am besten geniesst man diese in den Cafés Hawelka, Demel oder Prückl. Ihr habt ein richtiges Kaffeehaus gefunden, wenn die Kellner eine Fliege tragen und unfreundlich sind – «Kollege kommt gleich!» Ich kenne übrigens keinen Wiener, der jemals im Café Sacher war.

Jung, wild & sexy – aus studentischer Sicht

Eine Stadt lernt der Student aber ohnehin lieber in der Nacht kennen. Die Stadtjugend fängt den Abend meist im «Waxys» oder der «LookBar» an – die sind zwar nicht ur-wienerisch, dafür aber voll mit Wiens Einwohnern, was bei Preisen unter drei Euro nicht wundert. Clubs gibt es zuhauf: Für House-Liebhaber kann das Ziel nur «Passage» heissen. Das «U4», in dem schon meine Eltern feierten, hat dienstags jeweils die beste Studentenparty. Einmal im Monat ist Techno-Sonntag. Ein Muss! Das Gleiche gilt fürs «Flex» – aus meiner Sicht einer der besten Clubs Europas.

Auch wenn natürlich jede Jahreszeit ihre Vorteile hat, ist Wien im Winter besonders schön. In der Vorweihnachtszeit erwärmen zahlreiche Christkindlmärkte das Herz, und wem dann noch kalt ist, der kann sich an einen der gefühlt 2300 Punsch- und Glühweinstände wenden. Daneben kann man mitten in der Stadt eislaufen, die all-

gegenwärtige Dekoration anhimmeln und Ende Dezember am Silvesterpfad in der Innenstadt mit 700 000 anderen das neue Jahr einläuten.

Keine Angst vor dem Wiener

Lasst euch von der Interaktion mit den Eingeborenen nicht abschrecken. Der Wiener nimmt sich selbst nicht ernst, daher macht er das mit anderen auch nicht. Zynismus und Melancholie liegen in seinem Wesen. Manchmal glaube ich sogar: Als Wiener ist man nur glücklich, wenn man traurig ist. Vielleicht macht gerade das den Wiener Charme aus; diese Gemütlichkeit, die Mentalität des «wird scho irgendwie gehn». Wenn ihr dieses Gefühl irgendwie mitbekommt, habt ihr meiner Meinung nach das Wichtigste von Wien gesehen. Und wer Falco wirklich nicht kennt, sollte jetzt gleich mal nach «Rock Me Amadeus» suchen.

Julian Kornprobst ist Österreicher und Polykum-Redaktor.

Impressum

Herausgeber: VSETH, Verband der Studierenden an der ETH, Universitätstrasse 6, ETH Zentrum CAB, 8092 Zürich, Tel. 044 632 42 98, Mail: vseth@vseth.ethz.ch, Link: vseth.ethz.ch

Redaktion: Polykum, Zeitung des VSETH, Universitätstrasse 6, ETH Zentrum CAB, 8092 Zürich, Tel. 044 632 56 94, Mail: redaktion@polykum.ethz.ch, Link: www.polykum.ch

Redaktionsleitung: Ken Zumstein (zu)

Redaktion: Barbara Lussi (bl), Hannes Hübner (hh), Moritz Vifian (mv), Julian Kornprobst (ju), Basil Weibel (bw), Dominik Roth (dr), Arnaud Monnard (am), Schewach Bodenheimer (sb), Philipp Gautschi (pg), Shilpi Singh (si), Anna Dalbosco (ab), Philipp Pauli (pp), Laura Müller (lm), Alessandro Lägeler (al), Ilja Shapiro (is)

Freie Mitarbeit: Die drei Sonderzeichen, Benjamin Erdman, Patrick Oberholzer, Sabrina Hüttermann, Oriana Schällibaum, Kasja Jackowska

VSETH-Teil: Simone Schmieder

Titelbild: Stephan Schmitz

Lektorat: Barbara Lussi

Comic: Thom Grüninger

Layout/Gestaltung: Moritz Vifian

Administration: Barbara Lussi, Tel. 044 632 57 53, info@polykum.ethz.ch

Wettbewerbe und Verlosungen: Die Gewinner werden per E-Mail benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Die Mitarbeiter und deren Partner sind von Wettbewerben und Verlosungen ausgeschlossen.

Adressänderungen: Adressänderungen können selbstständig unter www.adresssen.ethz.ch vorgenommen werden. Sollte kein Postversand mehr erwünscht sein, kann dies auch unter www.adressen.ethz.ch angegeben werden (Versendungen > Per Post an: keine Postzustellung).

Anzeigenmarketing: Zürichsee Werbe AG, Seestrasse 86, 8712 Stäfa, Telefon +41 (0)44 928 56 11, Fax +41 (0)44 928 56 00, polykum@zs-werbeag.ch

Anzeigenschluss:

März 2014 (käufliche Liebe) 19. Februar 2014
 April 2014 (deutsch) 19. März 2014
 Mai 2014 (Auslandserfahrung) 16. April 2014
 Juni 2014 (Schlussmachen) 15. Mai 2014

Auflage: Druckauflage 25 254 Exemplare, Mitgliederauflage 15 598 Exemplare (WEMF bestätigt 2012). Das Polykum erscheint 9-mal jährlich.

Druck: St. Galler Tagblatt AG, St. Gallen

Leserbriefe: Das Polykum-Team freut sich über Anregungen, Kritik und Lob.

Kürzere Leserbriefe haben eine grössere Chance veröffentlicht zu werden. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Mail: redaktion@polykum.ethz.ch

**H E U T E
mal
PARTYERS!**

Stuz²

Parties im Stuz2 - FS 14

20.2 WarmUp

27.2 VSETH-Budget

06.3 80ies & 90ies

13.3 Carnevale Venice

20.3 Toga Party

27.3 Hüttengaudi

03.4 Exzess im labor

10.4 Medibar

17.4 Springbreak

08.5 Conquering

**15.5 Warum so prüde. es
ist Sommer**

22.5 Abschlussfete